Nr. 299 — Jahrgang 13 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 30. Dezember 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2[illegible]

Kabinettskrise in Frankreich

Poincaree wird im Januar gehen müssen — Die Abgeordnetendiäten als Ursache der Regierungskrise — Die Entscheidung fällt gegen Poincaree

Paris. Völlig unerwartet hat sich die Gefahr einer neuen Kabinettskrise eingestellt. Diesmal handelt es sich um die Meinungsverschiedenheiten des Ministerpräsidenten mit den übrigen Ministern bezüglich der Erhöhung der Abgeordnetendiäten, für die der Finanzminister Cheron im Senat eintrat, während Poincaree sich zwar nicht grundsätzlich dagegen ausspricht, den Augenblick für die Behandlung der Frage aber nicht für geeignet hält.

Während sich der Senat am Donnerstag in öffentlicher Sitzung mit der Beratung dieses Finanzgesetzes befaßte, herrschte in den Wandelgängen lebhafte Bewegung, die von Minute zu Minute stieg, so daß man sich in die fieberhaften Stunden der Ministerkrisen zurückversetzt glaubte. Am Nachmittag waren Poincaree und Briand, Barthou sowie Marraud im Senat hinter verschlossenen Türen zu einer Art kleinem Kabinettsrat zusammengetreten, der außerordentlich lebhaft verlief. Nach Beendigung dieser Konferenz hielten Poincaree und Finanzminister Cheron eine private Besprechung ab, worauf Poincaree, ohne ein Wort zu sagen, den Senat verließ, während die übrigen Minister von Cheron sofort zu einer neuen vertraulichen Beratung aufgefordert wurden. Man erfuhr schließlich, daß die Regierung mit Ausnahme ihres Chefs die schon früher getroffene Entscheidung aufrecht erhielt und Cheron am heutigen Freitag das Gesetz über die Erhöhung der Abgeordnetendiäten so, wie es nach der Abstimmung in der Kammer Cheron selbst neu gefaßt hatte, vertreten soll.

*

Paris. Der Senat trat am Freitag nachmittag in die Beratung des strittigen Gesetzentwurfes zur Erhöhung der parlamentarischen Diäten ein. Ein Senator der Rechten erhob gegen die Vorlage Einspruch, weil die öffentliche Meinung gegen die Erhöhung sei. Bei der letzten Diätenerhöhung sei versprochen worden, daß die Zahl der Parlamentarier herabgesetzt würde. Sie sei aber im Gegenteil erhöht worden. Finanzminister Cheron vertritt die Regierungsvorlage, wonach die Diäten nunmehr durch eine monatliche Aufwandsentschädigung von 1250 Franken erhöht werden sollen. Die bisherigen Diäten in Höhe von 45 000 Franken jährlich seien zu gering. Da die Kammer dem öffentlichen Stimmrecht und daher dem Drucke der öffentlichen Meinung mehr unterliege als der Senat, müsse dieser die Initiative ergreifen. Mit einer Mehrheit von 30 Stimmen wurde darauf der Entwurf angenommen. Ministerpräsident Poincaree wohnte der Sitzung nicht bei. Durch den Ausgang der Beratung bleibt die Lage innerhalb der Regierung unverändert, so daß nach wie vor in den Wandelgängen des Senats die Meinung verbreitet ist, die Regierung werde im kommenden Januar zum Rücktritt gezwungen sein.



Der Träger des poln. Literaturpreises
den die polnische Regierung alljährlich verleiht, ist in diesem Jahre der Dichter Julius Kaden-Bandrowski, dessen Erzählungen „Im Schatten der alten Buche" und „Leonore" auf diese Weise ausgezeichnet wurden.

5. Januar Ernennung der Sachverständigen

Paris. Aus dem gemeinsam von Deutschland und den fünf Mächten an der Regelung der Reparationsfrage interessierten Mächte am 22. Dezember veröffentlichten Kommuniquee geht hervor, daß es den fünf Mächten frei stehe, ihre Delegierten für das Sachverständigenkomitee selbst zu ernennen oder durch die Reparationskommission ernennen zu lassen. Wie nun der „Temps" anscheinend halbamtlich mitteilt, seien die fünf Gläubigermächte übereingekommen, ihre Sachverständigen, und zwar zwei für jeden Staat, von der Reparationskommission ernennen zu lassen. Die Reparationskommission werde wahrscheinlich am 5. Januar zusammentreten, um diese Ernennung vorzunehmen. In diesem Zusammenhang ist eine Auslegung des „Intransigeant" nicht uninteressant, der auf das im Anschluß an das gemeinsame Kommuniquee der sechs Mächte veröffentlichte Kommuniquee Poincarees hinweist, in dem der Ministerpräsident erklärte, Frankreich werde nur eine Kombination übergehen, die ihm ermögliche, seine eigenen Schulden zu zahlen und eine „gerechte Entschädigung für die Reparationen" zu erhalten. Das Blatt meint, man habe besonders in Deutschland nicht genügend bemerkt, daß Poincaree durch die Formulierung eine „gerechte Entschädigung" den Weg zu einer möglichen Verhandlung über diese Frage öffnete. Solange die auswärtigen Schulden Frankreichs bleiben was sie sind, müsse Deutschland ihren Gegenwert an Frankreich zahlen. Ueber den rechtlichen Anteil aber sei Frankreich zu Verhandlungen bereit. Es bleibe die Wiedergutmachung an Vermögen, die Frankreich berechtigter Weise von den Besiegten in ihrem ganzen Umfange verlangen könne. Der Chef der französischen Regierung nehme aber an, einen etwaigen Vergleich über diesen Gesamtbetrag zu studieren.

Die deutsch-polnischen Handelsvertrags-Verhandlungen

Berlin. In Verfolg der Verhandlungen über die Wiederaufnahme der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen und Wirtschaftsbesprechungen hatte der deutsche Delegationsführer Hermes bekanntlich vor kurzem an den polnischen Delegationsführer von Twardowski ein Telegramm gerichtet, in dem er diesen bat, einen Termin vor dem 9. Januar zu benennen, um in einer persönlichen Rücksprache eine Klärung der noch ausstehenden Fragen zu erzielen. Wie hierzu von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, ist eine polnische Antwort auf dieses Ersuchen bisher noch nicht eingetroffen.

Zu der Wiederaufnahme der Tätigkeit des polnischen Liquidationskomitees, das auf Grund der Liquidationsbestimmungen des Versailler Friedensvertrages eingesetzt ist, wird von zuständiger Stelle mitgeteilt, daß die deutsche Regierung in Warschau in dieser Angelegenheit keinen Schritt unternommen habe. Sie habe dagegen nur in einzelnen Liquidationsfällen Rückfragen bei den zuständigen polnischen Stellen unternommen.

Aman Ullahs Sieg in Kabul

Konstantinopel. Wie aus Kabul amtlich gemeldet wird, haben die Regierungstruppen am Donnerstag bei starker Kälte die Aufständischen in der Nähe von Kabul angegriffen. Nach vierstündigem Kampfe sei es den Regierungstruppen gelungen, die Aufständischen in die Flucht zu schlagen. Mehr als 400 Aufständische seien gefangen genommen worden. Zwei Führer der Aufständischen hätten sich bei der Gefangennahme erschossen. Die königliche Sommerresidenz Fagman habe unter dem Kampf sehr gelitten. Kabul sei von Aufständischen völlig frei.

Am Donnerstag fand die erste Sitzung des Kronrates unter Vorsitz von Aman Ullah statt. Der Kronrat billigte die Maßnahmen der Regierung gegen die Aufständischen und erklärte sich bereit, sämtliche Befehle der Regierung auszuführen.

Ein neuer Vorstoß Boliviens gegen Paraguay

Das Fort Vanguardia erneut besetzt.

Berlin. Wie der D. A. Z. aus Washington gemeldet wird, waren die Bemühungen einer Vermittelung zwischen Bolivien und Paraguay zum Stillstand gekommen, da man abwartete, ob die beiden Staaten den vor zwei Tagen ausgearbeiteten Protokollentwurf annehmen würden. Jetzt berichtet plötzlich die Gesandtschaft Paraguays in Washington, die Bolivianer hätten das Fort Vanguardia in dem umstrittenen Gebiet wieder besetzt, ihre Truppen 12 Meilen weiter in das Innere vorgeschoben und dadurch erneut eine „sehr ernste Lage" geschaffen. Die Gesandtschaft sagt, dieser Vorstoß sei ohne Gesetze vor sich gegangen. Die Bolivianer hätten Vorteile aus dem Befehl gezogen, der die Regierung Paraguays an ihre Truppen ausgegeben hatte, alle Feindseligkeiten einzustellen.

Löbes Besuch in Estland

Reval. Zum 7. Januar wird hier der Präsident des deutschen Reichstages, Löbe, erwartet. Der Besuch trägt privaten Charakter. Er wird in Reval Gast des estländischen Parlamentspräsidenten sein. Eine Reihe von Veranstaltungen, u. a. ein größeres Bankett, sind von der Regierung und dem Parlament zu seinen Ehren geplant.

Attentatversuche gegen Mustafa Kemal Pascha

Berlin. Wie Berliner Morgenblätter melden, wurde in Angora die geschiedene Frau eines ägyptischen Arztes namens Kadrie und deren Schwester verhaftet, da sie ein Attentat gegen Mustafa Kemal Pascha beabsichtigt haben sollen. Bei der Frau habe man einen Revolver und einen Brief gefunden, worin sie von unbekannten Personen aufgefordert wird, „den Tyrannen nicht zu verfehlen".

Ministerwechsel in Italien

Das faschistische Verbrechen.

In Ländern mit parlamentarischer Regierung erfolgt der Wechsel in den Ministerstellen als Ausdruck und Folge veränderter Machtverhältnisse oder Gruppierungen der politischen Parteien. Italien hat kein Parlament und keine Parteien. Da alles im Lande immer zum besten geht, sollten eigentlich die Regierungshäupter nur wechseln, wenn, wie man heute im faschistischen Italien sagt: „Gott ihre Tage endet." Dagegen wechseln sie sehr häufig, weniger, weil Gott sie aus ihren hohen Stellungen abruft, als weil die Menschen sich in ihre hohen und — einträglichen Stellungen drängen. Dabei hat der Faschismus eine Unzahl mehr Stellen und Pfründen zu vergeben als je eine Regierungspartei vor ihm, nämlich all die hohen und hochbesoldeten Parteistellungen und die der Syndikate. Trotzdem muß Mussolini seine Leute wechseln. Er muß sich damit beeilen, wie sich die Beamten beeilen müssen, wenn vor dem Schalter eine lange Schlange von Menschen ansteht, die alle Anspruch darauf haben, bedient zu werden.

Sehr beachtenswert ist der Wechsel von Personen und Posten, der vor einigen Tagen bekanntgegeben wurde, aber sich schon lange vorbereitete. Daß Mussolini ein weiteres Ministerium übernimmt, ist nicht von besonderer Wichtigkeit. Wenn ein und dasselbe Individuum Ministerpräsident ist, Minister des Auswärtigen, des Innern, weiter des Krieges, der Marine und der Luftschiffahrt und schließlich noch der Korporationen, dann macht es nicht eben einen großen Unterschied, wenn es auch noch die Kolonien übernimmt. Vielsagend ist dagegen die Beseitigung Federzonis, die schon durch dessen unlängst erfolgte Ernennung in den Senat vorbereitet wurde. Federzoni war Nationalist und trat als solcher in das erste faschistische Kabinett. Man pflegte von ihm als von einem der Diadochen zu sprechen, der sich dereinst mit einem andern Exnationalisten, dem Justizminister Rocco, um die Nachfolge — Alexanders des Großen raufen würde. Wenige Leute haben in der Anpassung an den Faschismus eine größere Würdelosigkeit bewiesen. Nach der Ermordung Matteottis übernahm er das Ministerium des Innern, um der Luderwirtschaft zu steuern, die unter Mussolini als Minister und Finzi als Unterstaatssekretär eingerissen war. In seine Zeit fielen die Attentate: das von Zaniboni war von seinen Polizeispitzeln organisiert; die anderen kamen spontan und machten ihn unbeliebt. So gab er das Portefeuille des Innern an Mussolini zurück und wurde Kolonialminister, eine Zurückversetzung, die sich ein Mensch mit etwas Ehrgefühl nie hätte bieten lassen. Ihn ganz los zu sein, wird Mussolini freuen, denn geliebt haben die beiden einander nie. Weiter erreicht das Schicksal diesmal zwei Giolittianer, wohl die letzten, nämlich den Präsidenten des Oberrechnungshofes, Peano,

und einen Sektionspräsidenten des Staatsrates, Schanzer. Beide werden durch junge, fast unbekannte Schwarzhemden ersetzt. Das weitere Bild derer, die von der Krippe verdrängt werden oder an sie gelangen, interessiert zu seinem Glück das Ausland nicht; nur sei erwähnt, daß Rossini, der frühere Präsident der faschistischen Syndikate, zum Staatsminister ernannt wird und daß Del Bono, der Polizeipräsident, der den Mördern Matteottis die falschen Pässe gegeben und die Belastungsstücke aus Duminis Koffer widerrechtlich an sich genommen und zum Teil vernichtet hat, wieder in Europa erscheint, nachdem er als Gouverneur in Tripolitanien gewirkt hat.

Daß die Menschen wechseln, ist aber noch das Wenigste. Es ist immer dasselbe Gelichter, nur in verschiedenen Stadien der Sättigung. Viel interessanter ist, daß die Dinge wechseln, zwar nicht ihr Wesen, wohl aber ihren Namen. Jeder Staat braucht Geldleistungen seiner Bürger. Man nennt sie Abgaben. Im faschistischen Italien gibt es aber eine besondere Sorte Abgaben, die „Spenden zum Besten des Staatsschatzes“ genannt werden. Da werden an Mussolini Summen geschickt — in Geldscheinen, Staatspapieren, Rentenansprüchen usw. — und einmal im Jahre läßt sie Mussolini feierlich verbrennen zur Minderung der öffentlichen Schuld. Offiziell gilt dieser merkwürdige Vorgang als ein Zeichen des durch den Faschismus erweckten „Bürgersinns und Patriotismus“. In Wirklichkeit ist es zu einem Teil eine regelrechte Abgabe, wenn nämlich die Provinzen oder Gemeinden von ihrem durch Steuern aufgebrachten Gelde einen Teil dem Premierminister schicken. Oder es ist eine Verwendung von Geldern zugunsten des Fiskus, die bisher den Wohltätigkeitsanstalten zuflossen, so bei den Spenden der Banken und verwandter Institute. In andern Fällen, so bei den großen Betrieben, handelt es sich um eine von Arbeitern und Angestellten erhobene Kopfsteuer. So werden Hunderttausende aufgebracht: niemand wird in diesem sorgenschweren Winter annehmen, daß der hart am Rande seiner Existenzmöglichkeit lebende italienische Arbeiter freiwillig Geld gibt, um dem faschistischen Staatsschatz zu helfen. Schließlich dient die „freiwillige Spende“ der Reklame, und hier hat sie noch am ehesten Berechtigung. Daß die Schokoladenfirma Suchard (italienisch-schweizerische Aktiengesellschaft) gerade dem italienischen Staate mit 3000 Lire unter die Arme zu greifen sich gedrungen fühlte, ist wenig wahrscheinlich. Für Reklame ist die Summe gering. Im allgemeinen haben wir hier jene Form obligatorischer Freiwilligkeit, die zum Faschismus gehört wie Beile und Rutenbündel.

Nicht nur im Steuerwesen, auch im Rechte ändern sich die Namen der Erscheinungen. Früher sprach man vom Faustrecht, wenn sich der einzelne durch eigene Macht Recht schaffte oder fremdes Recht niederhielt. Das Faustrecht ist die Negation des Staates. Seine geschichtliche und ethische Berechtigung erwächst dem Staate gerade aus seiner Aufgabe, die Rechtsgüter zu schützen. Als nächste und höhere Stufe bot der Staat nicht nur dem Geschädigten, sondern auch dem Angeklagten Rechtsschutz. Im Bewußtsein seiner Uebermacht schützte der Staat den einzelnen wenigstens formell gegen diese. Was tut der Faschismus? Er hebt das Recht des Angeklagten auf Verteidigung auf: ein fundamentales Recht, ohne das der moderne Staat zum mittelalterlichen Feudalherrn wird. Der Generalsekretär des Faschismus verbietet den faschistischen Rechtsanwälten, Personen zu verteidigen, die wegen Verbrechens gegen das keimende Leben angeklagt sind. Da es nur faschistische Rechtsanwälte gibt, bedeutet das, daß diese Angeklagten ohne Verteidigung bleiben. Nicht als Verurteilten, nein, schon als Angeklagte stehen sie außerhalb des Staates.

Und warum? Weil dieses Verbrechen der „Sittlichkeit“ des Faschismus besonders widerstrebt. O heiliger Mann, du bist ein Erleuchter und weißt es nicht! Da haben wir den ganzen Faschismus in der Lichtreklame der strahlenden Dummheit seines Generalsekretärs Augusto Turati. Die anderen Verbrechen — Mord, Raub, Betrug, Falschmünzerei, Sittlichkeitsverbrechen —, die widersprechen nicht, die darf der wackere Faschist verteidigen! Es mag ja richtig sein, es ist ja richtig, daß der Faschismus jedes Verbrechen in den Schutz seiner Beile und Ruten nimmt. Aber warum das sagen? Gott schütze Mussolini vor seinen Freunden! Mit ihrem Sittlichkeitskoller in Fortpflanzungssachen plaudern sie seine ganze Staatsräson aus. Man läßt eine wahrhaft bärenhafte Unwissenheit auf ein kompliziertes Staatsgebilde los und nennt die angerichtete Verwüstung „sittlichen Aufbau“. Wir empfehlen, bei der nächsten Personenverschiebung den Generalsekretär zum Gouverneur einer Kolonie zu ernennen. Für Europa ist er ein halbes Jahrtausend zu spät geboren.

Nachforschungen in Elsaß im Fall Benoit

Paris. Die von den französischen Gerichtsbehörden im Elsaß geführten Nachforschungen im Zusammenhang mit dem Anschlag auf Fachot nehmen ihren Fortgang. Bei dem in Straßburg erscheinenden autonomistenfreundlichen Blatte „Volksstimme“ führten sie zu der Feststellung, daß Benoit, der den Anschlag auf Fachot verübte, zwischen dem 12. und 15. November sich auf der Redaktion des Blattes nach der Adresse Fachots erkundigte. Einer der Redakteure, namens Thomas, empfing ihn, konnte ihm aber keine Auskunft geben. Er richtete späterhin einen Brief an ihn, der postlagernd an die Bahnpost Straßburg adressiert wurde. Dieser Brief wurde aber von Benoit nicht abgeholt und wird nunmehr dem Untersuchungsrichter in Paris übermittelt. Redakteur Thomas, der vor einem Jahre, als die autonomistische Bewegung aufgedeckt wurde, verhaftet, aber wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, soll Straßburg verlassen haben. Die bei dem Vater Benoits, seinen Geschwistern, seinem Lehrer und dem Bürgermeister von Wallburg gemachten Erhebungen ergaben, daß Benoit überall das beste Zeugnis ausgestellt wird.

Der Tunnel, der Europa mit Afrika verbinden soll

Paris. Einer Information aus Madrid zufolge, ist die Kommission zum Studium des Tunnelbaues unter der Meerenge von Gibraltar in Tetuan eingetroffen. Die Kommission hatte eine längere Besprechung mit dem Oberkommissar wegen der Durchführung des Planes an der afrikanischen Küste. Der Tunnel soll anscheinend bei Tarifa enden. Was die afrikanische Küste anlange, so werden die Arbeiten im kommenden Februar begonnen werden.




Wechsel des französischen Botschafters in Berlin?

Aus Paris kommt die Meldung, daß der Berliner französische Botschafter, Herr de Marguerie (links), aus persönlichen Gründen demnächst zurücktreten werde. Als Nachfolger wird der Gesandte Hermite (rechts), der frühere Kabinettschef Poincarees, genannt.

Lisarews Mörder vor Gericht

Aus Rache gegen die kommunistische Diktatur — Der Anschlag in voller Ueberlegung vollführt
Insgesamt 48 Zeugen — Urteil wahrscheinlich Montag

Warschau. Am Freitag begann vor dem Bezirksgericht der Prozeß gegen den 23jährigen Emigranten Georg Wojciechowski, der bekanntlich unter der Anklage des mörderischen Ueberfalls auf den sowjetrussischen Handelsvertreter Lisarew steht. Auf der Zeugenliste stehen im ganzen 26 Personen, darunter die Mutter und der Bruder des jugendlichen Attentäters, sowie einige Mitglieder der hiesigen Sowjetvertretung. Da Wojciechowski früher regen Anteil an der Jugendorganisation der russischen Emigranten genommen hat, bestand der Verdacht, daß irgendwelche Anstifter oder Mitschuldige vorhanden sein könnten. Die Untersuchung hat jedoch den Beweis erbracht, daß Wojciechowski aus eigenem Antrieb gehandelt hat, um sich wegen des in Sowjetrußland erlittenen schweren Unrechtes an einem Vertreter des Bolschewismus zu rächen.

Wie erinnerlich gab der Angeklagte am 4. Mai zwei Revolverschüsse auf das Auto der russischen Handelsdelegation ab, in dem sich Lisarew und zwei weitere Beamte der Vertretung befanden. Die zweite Kugel zertrümmerte das Fenster des Autos und verwundete Lisarew an der Hand. Als Wojciechowski zum dritten Male schießen wollte, versagte die Waffe. Er floh und wurde in den Räumen der russischen Emigrantenorganisation verhaftet. Wojciechowski ist der Sohn eines russischen Gardeoffiziers und hohen Verwaltungsbeamten, der im Jahre 1919 als Vizeinnenminister des ukrainischen Hetmans in Kiew von den Bolschewisten erschossen wurde. Nach dem gewaltsamen Tode des Vaters trat der junge Georg der geheimen antibolschewistischen Jugendorganisation bei und wurde von den Bolschewisten verhaftet und zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde jedoch nicht vollstreckt, da Wojciechowski damals erst 14 Jahre zählte. Im Jahre 1921 gelang es ihm, nach Polen zu kommen, wo er Staatswissenschaften studierte und Vorsitzender der russischen Jugendorganisation wurde.

Die Gerichtsverhandlung begann mit der Feststellung der Personalien des Angeklagten, worauf der Vorsitzende die Mitteilung machte, daß dem Gericht eine Eingabe der Verteidigung vorliege, in der eine Reihe von Zeugen namhaft gemacht und ihre Vernehmung gefordert wird. Die beiden Verteidiger gaben hierzu mündliche Erklärungen ab, worauf der Vertreter der Anklage gegen die Vertagung der Verhandlungen protestierte. Der Gerichtshof verkündete nach kurzer Beratung den Beschluß, daß es der Verteidigung frei stehe, für den folgenden Tag die gewünschten Zeugen zu laden.

*

Zur Gerichtsverhandlung gegen Wojciechowski war nur ein Augenzeuge des Attentats, der Chauffeur der Sowjetgesandtschaft, erschienen. Lisarew und seine beiden Begleiter befinden sich z. Zt. in Moskau.

In einer Rede erklärte der Angeklagte, daß er die Absicht gehabt habe, einen der bolschewistischen Provokateure zu beseitigen, auf die Person sei es ihm nicht angekommen, da das Attentat nicht einem einzelnen, sondern dem bolschewistischen System als solchem gegolten habe. Ebenso habe es ihm fern gelegen, an den Sowjetvertretern persönliche Rache für den Tod seines Vaters von Mörderhand und die Qualen seiner Mutter in den Verließen der Tscheka zu nehmen. Die furchtbaren Eindrücke dieser Zeit hätten ihn dazu veranlaßt, sich den aktiven Gegnern des Bolschewismus und seiner in das Ausland entsandten Spitzel anzuschließen. Mit seiner Tat habe er weder einen persönlichen Racheakt, noch einen Prozeß beabsichtigt, sondern vielmehr vom Standpunkt der Notwehr des russischen Volkes einen seiner Peiniger treffen wollen. Man könne den Bolschewismus nur auf zwei Wegen bekämpfen. Entweder durch Gegenprovokation oder durch Beseitigung seiner Provokateure und Spitzel. Das gebiete die Notwehr. Das Verhör dauert in den Abendstunden noch an. Der Prozeß wird vermutlich zwei bis drei Tage in Anspruch nehmen.

Todessturz aus dem Zug

Berlin. Berliner Morgenblätter berichten, daß zwischen den Stationen Herchen und Dattenfeld die Gattin eines pensionierten Postschaffners aus einem Eilzug stürzte. Die Frau hatte die Toilette aufgesucht und kehrte nicht zurück. Als sich ihr Mann auf die Suche begab, fand er die Tür des Nebenabteils offen. Der Zug wurde angehalten und die Strecke abgesucht. Man fand die Frau mit zerschmetterten Gliedern zwischen den Schienen. Der Fall ist rätselhaft, da sich in dem betreffenden Abteil keine Fahrgäste befanden.

Auf der Hamburg-Berliner Bahnstrecke ist in der Nähe der Station Nüssen aus noch nicht geklärter Ursache ebenfalls ein Reisender aus dem Zuge gestürzt und blieb mit erheblichen Verletzungen auf den Gleisen liegen.

Ein Banditenstück auf den Postillon

Warschau. Wie die Presse meldet, ist ein Postwagen in der Nähe von Siedliszcze von Räubern überfallen und ausgeplündert worden. Der Postillon wurde erschossen. Den Räubern sind Geldbriefe im Werte von 9000 Zloty in die Hände gefallen.

Chinesischer Totenkult

London. An Bord des Dampfers „Alabama“ werden nach Berichten aus Neuyork demnächst 614 Chinesen, die in den Jahren 1906 bis 1921 im Staate Oregon starben, und beerdigt wurden, nach China zurückgebracht werden, um dort in der Heimaterde den Frieden zu finden. Eine chinesische Organisation in Portland finanziert den Totentransport.



Mussolini enteignet deutschen Grundbesitz

Durch eine Entscheidung des italienischen Ministerrates werden unter dem Titel von Meliorationen 1200 Hektar der sogenannten Etsch-Aue, die sich von Siegmundskron bei Bozen bis in die Nähe von Meran hinzieht, den gegenwärtigen Besitzern, ungefähr 2000, fast durchweg deutschen Kleinbauern abgenommen und faschistischen Frontkämpfern zu Siedlungszwecken zugeteilt. — Blick in das Etschtal bei Meran.

Polnisch-Schlesien

Werden die Straßenbahner streiken?

* Gestern befaßte sich der Schlichtungsausschuß in Kattowitz mit den Lohnforderungen der Straßenbahner. Die Verhandlungen um eine Lohnerhöhung gehen bekanntlich schon seit Monaten, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte, da die Kleinbahndirektion sich kategorisch weigerte, auch die kleinste Zulage zu gewähren. Bei den gestrigen Verhandlungen, die im Sejmgebäude stattfanden, ermäßigten die Straßenbahner ihre Forderung von 20 Prozent auf 15 nach stundenlangen Beratungen, die Vertreter der Kleinbahndirektion dagegen machten eine Zusage von 3 Prozent.

Der Schlichtungsausschuß fällte dann einen Spruch, nach welchem die Straßenbahner eine Lohnzulage von 6 Prozent zu erhalten haben und das ab 1. Januar 1929.

Dieser Schiedsspruch wurde von den zahlreich anwesenden Straßenbahnern, die auf das Ergebnis der Verhandlungen warteten, mit großer Aufregung und Empörung aufgenommen und fortgesetzt hörte man Verwünschungen und Rufe nach Streik. Am selben Tage wurde noch eine Versammlung nach dem Zentralhotel einberufen, welche zu dem Spruch Stellung nehmen sollte. Allerdings erschienen gar keine Vertreter der Organisationen, da sie bereits vor Beginn der Schlichtungsausschußverhandlungen die Erklärung abgaben, daß, wenn ein Spruch gefällt werde, welcher den Straßenbahnern nicht mindestens zehn Prozent Lohnerhöhung zuspricht, unverzüglich zum Streik geschritten werden müsse. Trotz dieser Erklärung wurde das Fehlen der Gewerkschaftsvertreter sehr scharf kritisiert. Vor allem ließ man an dem Gewerkschaftssekretär Rubin kein gutes Haar übrig, dem man vorwarf, im Einvernehmen mit Biniszkiewicz Kuhhandel bei den Lohnverhandlungen getrieben zu haben. Gefordert wurde schließlich, den Streik auch ohne die Gewerkschaftsvertreter zu beschließen, ging jedoch dann von der Forderung ab und vereinbarte, heute nachmittags in Königshütte im Volkshause eine neue Versammlung abzuhalten, an der die Gewerkschaftssekretäre teilzunehmen haben.

Man darf nun gespannt sein, ob heute der Streik beschlossen wird oder nicht. Jedoch ist anzunehmen, daß er beschlossen und daß schon am Sonntagmorgen der gesamte Straßenbahnverkehr ruhen wird. Wie das vom Publikum aufgenommen wird, wollen wir heute nicht beurteilen, aber das betonen wir, die Straßenbahner haben die Sympathie der Allgemeinheit und nicht die Kleinbahndirektion, denn die Löhne der Straßenbahner sind tatsächlich miserable und die Direktion könnte sehr wohl eine Erhöhung von 10 oder 15 Prozent bewilligen. Ist sie doch in Oberschlesien das einzige Unternehmen, welches stets jede Jahresbilanz mit einem glänzenden Gewinn abschließt.

Wichtig für Kesselheizer

Das Handwerks-Institut in Kattowitz beabsichtigt einen Kursus für Kesselheizer zu eröffnen. Dieser Kursus wird im Zeitraum von 11 Wochen durchgeführt und am 4. Januar n. Js. abends um 6 Uhr, im Lokal Marczinka in Chorzow, ulica Szkolna 15, beginnen. Zugelassen werden nur solche Kandidaten, die wenigstens 2 Jahre Praxis als Kesselheizer bezw. eine 2- bis 3jährige Ausbildung im Mechaniker-Elektrohandwerk nachweisen können. Den einzureichenden Anträgen zwecks Zulassung zum Kursus sind beizufügen: 1 selbstgeschriebener Lebenslauf, 1 Schulentlassungszeugnis, 1 Geburtsurkunde zur Feststellung, daß das 18. Lebensjahr bereits vollendet worden ist, 1 Führungszeugnis über die 2jährige Tätigkeit als Kesselheizer. Entsprechende Informationen werden auf Wunsch beim Schlesischen Handwerks- und Industrie-Institut in Kattowitz, ulica Slowackiego 19, in der Zeit von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr nachmittags und 4 Uhr nachmittags bis 6 Uhr abends erteilt.

Der Lehrer und der Schulraummangel

Im vorigen Jahre war die Rede davon, daß demnächst in Polnisch-Oberschlesien eine Reihe von neuen modernen Volksschulhäusern gebaut werden sollen. Kattowitz braucht mindestens 5 neue Schulhäuser, Königshütte desgleichen. Alle großen schlesischen Industriegemeinden brauchen neue Volksschulhäuser, da in allen Volksschulen eine arge Ueberfüllung herrscht. Wegen Schulraummangel sind bereits Beschwerden beim Völkerbund eingelaufen und obwohl der Völkerbund uns keine neuen Schulhäuser schafft, waren diese Beschwerden in jeder Hinsicht begründet. In dem engeren Industriegebiet entfallen auf eine Schulklasse durchschnittlich 72 Kinder, was aber nicht hindert, daß in manchen Schulklassen bis 90 Kinder unterrichtet werden. Man kann sich da lebhaft vorstellen, wie es in einem derart mit Kindern überfüllten Schulhause einer deutschen Minderheitsschule zugeht, wenn über den Raum ein Schulleiter, ein Sanator, der dem kämpfenden Nationalismus huldigt, zu entscheiden hat. Die Minderheitsschule erhält die kleinsten und die schlechtesten Räume und weil diese Räume die Kinder nicht fassen können, so muß der Unterricht eingeteilt werden, so daß noch nachmittags die Kinder in die Schule müssen.

Sonderbarerweise erhebt sich aus den Lehrerkreisen keine einzige Stimme gegen den Schulraummangel und gerade sind die Lehrer in erster Linie berufen, gegen den Schulraummangel aufzutreten. Die unzähligen Lehrerkonferenzen, welche hier in Polnisch-Oberschlesien tagen, befassen sich mit allen möglichen Fragen, aber die Schulraumfrage wird niemals berührt. Die letzte Lehrerkonferenz hat am 16. Dezember in Schwientochlowitz getagt, an der 320 Lehrer und Lehrerinnen, die in dem polnischen Lehrerverband „Ognisko" organisiert sind, teilnehmen. Man lobte dort den schlesischen Wojewoden, entsendete Huldigungstelegramme an alle möglichen Staatsmänner, fand scharfe Worte gegen die Minderheitsschule, befaßte sich auch mit der Jugend, die die Volksschule bereits verlassen hat, aber über den Schulraummangel, der bei uns bereits sprichwörtlich ist, hörte man überhaupt nichts. So enden alle Lehrerkonferenzen, die zu der Schulraumfrage niemals Stellung nehmen, obwohl dies ihre erste Pflicht gewesen wäre.

Diese Gleichgültigkeit der Lehrer in einer so ernsten Schulangelegenheit steht einzig da und man frägt sich unwillkürlich, warum sich die Lehrer für den Schulraum nicht interessieren, da sie doch darunter, zusammen mit den Kindern, leiden müssen. Das kann höchstens nur so erklärt werden, daß die Lehrer nicht auf ihrer Höhe sind. Wir wollen hier einen Fall aus Brzezinka anführen, der uns vieles erklärt. Noch vor Weihnachten hat die „Polonia" aus Brzezinka berichtet, daß der dortige Schulleiter Slesinski eine Frau, die wegen Mißhandlung ihres Kindes bei ihm vorgesprochen hat, zuerst aus dem Zimmer und dann aus dem Schulhause „hinausgeschmissen" hat, wobei die Frau auf der Treppe hinfiel und sich Verletzungen zuzog. Der Schulleiter veröffentlicht in der „Polska Zachodnia" vom Freitag ein langes Schreiben, wo er zwar zugibt, die Frau, die angeblich Anhängerin der Minderheitsschule ist, ausgewiesen, sie jedoch nicht die Treppe heruntergestoßen zu haben. Der Fall selbst kann uns nicht weiter interessieren, weil wir ihn nicht kennen. Auffallend sind darin nur die vielen Widersprüche, da einmal von „Germanys", das anderemal wieder von Korfantysten die Rede ist. Das Schreiben ist von allen Lehrern dieser Schule unterfertigt, darunter befindet sich ein einziger Lehrer und 7 Lehrerinnen. Die schlesische Volksschule ist durch junge Lehrerinnen beherrscht und daher kommt aus den Lehrerkreisen keine Initiative zum Vorschein. Diesem Umstand ist es zum großen Teil zuzuschreiben, daß die Lehrer zwar nationalistische Phrasen dreschen, dafür aber die wichtigsten Schulprobleme außer Acht lassen. Das Versäumte muß die Presse nachholen, weshalb wir hier auf den großen Schulraummangel noch einmal hinweisen. Moderne Schulen, über die vor einem Jahre bei uns die Rede war, sind uns zweifellos erwünscht, doch entbehren wir heute selbst die primitiv eingerichteten Volksschulklassen.

Unverständliche Maßnahmen

Aus Arbeitslosenkreisen wird uns geschrieben: Seit Dezember d. J. sind von den Arbeitsnachweisämtern neue Bestimmungen erlassen worden, und zwar was die Kontrolle und Auszahlung der Unterstützungen anbelangt, indem die Unterstützungsberechtigten sich zweimal zur Kontrolle und einmal um die Unterstützung wöchentlich melden müssen, während früher die ganze liebe Zeit nur einmal in der Woche die Kontrolle stattfand. Daß man dieses gerade während der Winterszeit eingeführt hat, wo man auf die Arbeitslosen infolge der schlechten und ungenügenden Bekleidung keine Rücksicht nimmt, ist unbegreiflich, da an und für sich die Arbeitslosen unter der Strenge des Winters schwer zu leiden haben. Von seiten der Arbeitslosen wird dies allgemein als eine Schikane betrachtet, denn es macht heute keinem ein Vergnügen, bei hungrigem Magen jeden zweiten Tag 2—3 Stunden sich dieser kalten Witterung unnötig preiszugeben. Schlimmer ist dies noch in den Landkreisen, namentlich im Bezirk des Arbeitslosennachweises Rosdzin, zu welchem die Ortschaften Schoppinitz, Eichenau, Janow, Gieschewald und Nickischschacht gehören. Wenn schon die Kontrolle in jeder Gemeinde für sich stattfindet, so ist es umso unverständlicher, daß man die Auszahlungen der Unterstützungen, welche in jeder Gemeinde für sich erfolgten, sämtlich einstellte und dieselben von sämtlichen 6 Ortschaften auf jeden Montag nach dem Gemeindehause Rosdzin verlegte, wo die Arbeitslosen außer dem stundenlangen Wege, namentlich aus Gieschewald und den anderen Orten dazu noch im Hofe des Gemeindehauses bei der Kälte kampieren müssen. Wenn dabei so manche Verwünschungen zum Ausdruck kommen und diese Zahlungsmethode bis auf weiteres nicht bestehen kann, so kümmert sich kein Mensch von den Ortsbehörden, um hier Abhilfe zu schaffen, denn keiner von diesen Herren, welche im warmen Stübchen sitzen, spüren dies am eigenen Körper. Dementsprechend appellieren wir an die Oeffentlichkeit um Abhilfe, wo unter anderem noch eine Delegation beim Wojewodschaftsamt vorsprechen will, um alsbaldige Aenderungen zu schaffen.

Um den B. B.-Klub

* Im Schlesischen Sejm haben wir Klubs mehr als genug. Aber unseren Sanatoren ist das noch immer nicht zu viel, weshalb sie die krampfhaftesten Anstrengungen machen, einen neuen zu gründen. Monatelang wurde gewühlt, intrigiert, bis man glaubte, den Hauptschlag führen zu können. Herr Pronobis, der erst kürzlich sein Sanatorenherz entdeckte, wurde vorgeschickt und lud die Mitglieder des Janitzkiklubs zu einer Gründungskonferenz ein. Aber Herr Pronobis hatte kein Glück, denn sogar ein Szuscik, Fojkis und Obrzut winkten ab. Und Herr Posel Biniszkiewicz führte die unmöglichsten Entschuldigungen an, um nicht erscheinen zu brauchen. So wurde es also mit der Gründung des B. B.-Klubs nichts, zum großen Aerger der Obersanatoren, die glaubten, auch im Schlesischen Sejm festeren Fuß fassen zu können und hier mit ihrer hinreichend bekannten Zerstörungspolitik einsetzen zu können.

Wir irren uns nicht, wenn gerade in der Redaktion der „Polska Zachodnia" dieser Fehlschlag, diese verunglückte Grün-

Theater und Musik

Märchenvorstellung: „Peterchens Mondfahrt".

Es ist schon von jeher eine der größten Weihnachtsfreuden für unsere Kleinen, wenn sie ins „wirkliche" Theater gehen können, um dort ein Märchen mit aller Buntheit und Lebendigkeit, die dem kindlichen Gemüt entspricht, zu erleben. So war auch gestern nachmittags das Theater wieder bis auf den letzten Platz gefüllt, und voll seliger Erwartung, mit strahlenden Bäckchen und Augen, blickten all' die größeren und kleinen Kinder auf den Vorhang, der das Schöne und Herrliche verdeckte, wonach ihr kleines Herz verlangte.

„Peterchens Mondfahrt", das auch schon hier gespielt wurde, rollte in sieben reizvoll-fantastischen Bildern vor den entzückten Augen der kindlichen Besucher ab und brachte ihnen mit der Erzählung des Summsemännchens und den Abenteuern Peterchens und der allerliebsten Anneliese soviel Schönes und Unterhaltendes, daß sie wohl Alle noch lange, lange davon zehren werden. Die Regie, Carl W. Burg, in Gemeinschaft mit dem Bilderschöpfer Hermann Haindl hatte wirklich mit großer Liebe gearbeitet, und die Künstler taten ihr Uebriges, um den Kleinen in verständlicher Art näher zu kommen. Es würde zu viel werden, würden wir Alle mit Namen benennen, und sie haben es Alle wohlverdient. Wir möchten nur Einige herausstreichen, die auch den kleinen Kritikern am besten gefallen haben und zwar: Doris Hansen, der himmelhochjauchzende, zu Tode betrübte Maikäfer, Ilse Hirt, das Peterchen und Alice Hasch, die kleine, blonde Anneliese. Nicht zu vergessen Erich Götze als Bär mit rot und gelb glitzernden Augen, der mit possierlichen Sprüngen und freundlichem oder bösen Gebrumm für die erforderliche Abwechslung sorgte. So sagen wir den vielen, vielen übrigen gut gelungenen Gestalten, der Sonne, der Nachtfee, dem Wassermann, dem Regenfritz usw. usw. im Namen der Kinder den schönsten Dank, besonders aber auch der Ballettmeisterin Kraljewa für die schönen Tänze. Alle haben sich aufs beste vergnügt und sind in bester Stimmung nach Hause gegangen. A. K.

Oktobertag.

Schauspiel in 3 Akten von Georg Kaiser.

Der Inhalt besagt Folgendes: Catherine, die streng und ehrbar gehaltene Nichte Costes, eines vornehmen, reichen Mannes, bekommt ein Kind. Sie schweigt über alle Vorkommnisse anläßlich dieser Sache, doch stößt sie in ihrer schwersten Stunde bei halbem Bewußtsein den Namen aus: „Jean Marc Marrien, unser Kind!" Der Onkel forscht und findet diesen, einen Leutnant, in einem Pariser Regiment. Er kommt zu Coste, dieser erzählt ihm den Sachverhalt, der Leutnant erklärt, daß er nicht der Vater des Kindes sei, daß er auch diese Stadt heute zum ersten Mal betreten habe. Im selben Moment meldet sich ein Schlächtergeselle Leguerche, der sich als der legitime Vater des Kindes bekennt und betont, daß Catherine ihn selbst in ihr Zimmer hineingezogen und zu Liebkosungen genötigt habe. Coste ist entsetzt, er will den Menschen zum Schweigen bringen und einigt sich mit ihm auf eine hohe Summe, die ihm die Eröffnung eines Schlächterladens ermöglichen soll. Inzwischen hat sich Jean Marc Marrien anders besonnen. Er ist entzückt von Catherines Schönheit (der Onkel ließ sie herbeirufen) und noch mehr von ihrer Art, wie sie sich in ihn verliebt hat: Am 14. Oktober — er besinnt sich — hatte er einen kurzen Aufenthalt im Städtchen, besah sich beim Juwelier die Ringe, kniete dann in der Kirche, saß abends in der Oper — und überall war Catherine bei ihm, so daß sie in der Nacht, als Schritte sich näherten, ebenfalls den Geliebten wähnte und ihn in ihr Zimmer zog, und es war doch Leguerche, der die Kammerzofe beglücken wollte. Der Leutnant stößt alle seine Vor- und Grundsätze um und will Catherine heiraten. Er will aber auch Leguerche nicht entschädigen lassen. Doch dieser ist hart und tritt gerade in dem Augenblick ins Zimmer, als sich die Liebenden gefunden. Leguerche, entzückt von Catherinens Schönheit, begehrt nun sein Recht als Vater des Kindes und kündigt an, daß er nun nicht mehr von ihren Fersen weichen werde. Da ergreift den Leutnant höllische Wut: er ergreift seinen Degen und stürzt dem Anderen nach und ersticht ihn — und Beide sind nun frei!

Georg Kaiser hat nun diese Geschehnisse in klarer Logik und spannender Form aneinander gereiht und zu einem Schauspiel verarbeitet. Es war bestimmt nicht die Absicht des Verfassers, hier tiefgründige Probleme aufzurollen, vielmehr umkreist sein Thema alles in allem nur die Liebe, jene allgewaltige Macht, die Mauern einreißt und Grenzen verwischt und menschliche Grundsätze wie Spreu im Winde zerflattern läßt. Ein sommerlich-schöner Oktobertag mit all seiner Schwerblütigkeit, im Vorgefühl der kommenden Winterstarre, läßt ein empfindsames Mädchenherz im Zufall denjenigen Mann entdecken, der ihrem Ideal gleichkommt, in der Kirche liest sie in seiner Mütze, die neben ihr liegt, seinen Namen, der ihr Kraft gibt zu Allem und sie auch das Schwerste ertragen läßt. Fürwahr, ein schöner Zug: Liebe auf den ersten Blick, Liebe mit Treue verbunden! Und denn doch der schwere Irrtum im Wahne der Liebe. Es sind eigentlich alle menschlichen Schwächen in diesem Stück zusammengetragen, und, von diesem Standpunkt aus betrachtet, gewinnt auch der niedrige, geldgierige Sinn des Schlächtergesellen, wenn man überlegt, daß zwar ein Irrtum vorliegt, aber die „unüberwindlichen" Standesunterschiede hier nicht den Vater anerkennen mögen. Die Person des ehrenhaften Kavaliers, des Leutnants, ist zwar sehr edel und edelmännisch geformt, doch kann man nicht einsehen, weshalb gerade ein Leutnant nur so sein kann. Zieht denn die Uniform immer noch so? Aber sonst haben alle Kaiserschen Figuren Leben und Daseinsberechtigung, auch wenn die „Moralbegriffe" nicht haarscharf in unsere Zeit hineinpassen. Jedenfalls ist der Dichter in diesem Stück einmal davon abgegangen, nur unzusammenhängende Bilder zu schaffen, wie es sonst im allgemeinen seine Art ist, und er hat ein festes Ganzes dafür gegeben, das viel wirksamer ist, zumal die Sprache Georg Kaisers an Schönheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Gespielt wurde wieder sehr gut. Anne Marion stellte eine fein durchdachte Catherine auf die Bühne. Verträumt, ganz liebendes Weib mit einem süßen, gewährenden Lächeln verstand sie es, den tiefsten Sinn dieser Frauengestalt zu enthüllen. Ein würdiger Partner war Joachim Ernst als Leutnant Marrien. Sehr jung und vornehm prägte sich schon in der kerzengraden Linie seines Körpers der Weg aus, den sein Herz zu gehen gewillt war. Sein Spiel war durchaus echt, doch müßte die Starrheit mitunter etwas gemindert werden. Vortrefflich gab Friedrich Lassen den vornehmen Coste, mit strengen Ehrbegriffen und sehr rohen Ansichten über die Macht des Geldes in der Hand des Reichen. Herbert Schiedel überraschte in der Rolle des Fleischergesellen mit lebenswahrer Wiedergabe des ungeschlachten, wurschtigen und begehrenden Schlächters. Dem Ganzen schlossen sich Margarete Barowska (Hausdame) und Erich Goetze (Diener) mit guter Einfühlung an. Die Regie Carl W. Burg arbeitete im richtigen Takt.

Das gut besetzte Haus dankte den Darbietungen durch stürmischen Beifall. A. K.

dung, Wutanfälle hervorgerufen hat. Mußte sich doch unser Kollege Rumun gründlich überzeugen, daß es mit dem Sanatorenanhang nicht weit her ist, daß die Sanatoren in Oberschlesien nur eine sehr dünne Schicht bilden, die allerdings die Macht in den Händen hat. Vorläufig, denn ändert sich einmal der politische Kurs, dann bleibt von ihr aber auch nichts übrig, was für die oberschlesische Bevölkerung bestimmt nicht von Schaden sein wird. Vorbei wird es dann sein mit der Knüppelkunzepolitik gewisser Kreise und vornehmlich mit den anrüchigen Geschäften, die jetzt an der Tagesordnung sind und die so manchen armen Schlucker, der nichts als seinen Patriotismus am Leibe nebst einem armseligen Hemde trug, zu einem Dollarkewicz machten oder irgendeine fette Pfründe eintrugen.

Um noch einmal auf die ins Wasser gefallene Gründungskonferenz zu kommen: Es ist eigentlich merkwürdig, daß sie nicht zustande kam. Die Herren Fojkis, Obrzut, Szuscik und auch der „Spaß" alias Biniszkiewicz und andere konnten nicht genug im Sanatorenfahrwasser schwimmen. Sollte da nicht wieder etwas im Anzuge sein, daß sie wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen? Wenn auch sehr vorsichtig!...

Die fleißige Staatsanwaltschaft

Nicht weniger als 5 Anklagen hat der Verantwortliche unseres Parteiorganes am gestrigen Tage von der Staatsanwaltschaft zugestellt erhalten. Den Verantwortlichen der anderen deutschen Blätter soll es gleichfalls so ergangen sein.

Man sieht, daß tatsächlich eine rege Emsigkeit bei der Staatsanwaltsschaftsbehörde herrscht. Wir stellen das mit Befriedigung fest, denn nicht überall bei den Behörden hält man sich an das Arbeiten.

An unsere Leser

Unserer heutigen Ausgabe liegt der Wandkalender für das Jahr 1929 bei.

Kattowitz und Umgebung

Stand der städtischen Bauarbeiten.

Nach einem Bericht des städtischen Tiefbauamtes gewinnt man über den gegenwärtigen Stand der Straßenbau- und Kanalisationsarbeiten folgenden kurzen Ueberblick: In der Moscicki-Wohnhauskolonie in Zalenze sind die Straßenausbauarbeiten beendet worden. Chaussiert wurden etwa 1700 laufende Meter Straße, während zirka 3000 laufende Meter Bürgersteige mit Räumasche ausgeschüttet und befestigt worden sind. Straßen und Bürgersteige konnten für den Verkehr freigegeben werden. — Größere Instandsetzungsarbeiten wurden auf der Chaussee nach Ligota vorgenommen, um dieselbe wieder fahrbar zu machen. Die vielen Schlaglöcher wurden mit Basaltschotter ausgeschüttet. Die Zalenzerstraße im Ortsteil 4, welche sich in einem besonders schlechten Zustand befindet, wurde auf einer Strecke von über 600 Metern ausgebessert.

Die Erdarbeiten bei der Erweiterung der Gleisanschlüsse im städtischen Schlachthof wurden programmäßig ausgeführt. Das Gleismaterial, und zwar die Schienen und Schwellen, sind zum größten Teil angeliefert worden, so daß beim Eintritt einer günstigeren Witterung mit den eigentlichen Gleisanschlußarbeiten begonnen werden kann.

Die Straßenausbauarbeiten am neuen Wojewodschafts- und Sejmgebäude an der ulica Jagiellonska mußten infolge des Winterhalbjahres vorläufig unterbrochen werden. Die dort befindlichen Straßenzüge sind chaussiert worden. Im kommenden Frühjahr sollen die Befestigungsarbeiten auf der ulica Jagiellonska fortgesetzt werden. Vorläufig ist diese Straße für den öffentlichen Verkehr freigegeben worden. — Auf der ulica Kozielska wurden die Vorgärten abgebrochen und die Bürgersteige zunächst mit Räumasche befestigt. Später wird die Auslegung der Bürgersteige mit Granitoidplatten vorgenommen. Längs der Bordsteine werden Mosaikpflasterstreifen gelegt.

Der Bürgersteig auf der ulica Marjacka wurde an den tiefer gelegenen Stellen, an denen sich bisher Regenpfützen ansammelten, mit Räumasche ausgelegt. Im Frühjahr werden diese Stellen mit Mosaikpflaster befestigt.

Für die Vornahme der weiteren Straßenerweiterungs- und Kanalisationsarbeiten im Etatsjahr 1929-30 ist in letzter Zeit die Anlieferung dringend notwendiger Baumaterialien ausgeschrieben worden. Der Baubetrieb wird im kommenden Jahre mit größter Intensivität fortgesetzt werden um an die Ausführung der weiteren Bauprojekte herangehen zu können.

Deutsche Theatergemeinde. Am Sonntag, den 30 Dezember, nachmittags 3½ Uhr, wird die Operette „Der Obersteiger" und abends 7½ Uhr die Operette „Die Herzogin von Chicago" gespielt. — Freitag, den 4. Januar 1929, findet ein Liederabend, Lotte Leonhard, der hervorragenden Berliner Sängerin, mit Kammerorchester statt.

Hans Rößler-Abend. Am Sonnabend, den 5. Januar 1929, abends 8 Uhr, veranstaltet der Verein für volkstümliche Vorträge einen heiteren Abend mit Hans Rößler im Katholischen Vereinshaus St. Maria. Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß sich Hans Rößler, der Verfasser des Südamerika-Romans „Falschen Zielen zu...", des Werkes „Als Bordfunkoffizier unterwegs" des „Lustigen Rößlerbuches" sowie vieler mundartlicher Werke, zu einem Erzähler bester Klasse herausgearbeitet hat. Er ist ein Liebling aller Stände geworden. Hans Rößler ist aber auch ein Mann erstklassiger humoristischer Vortragskunst. Diese Kunst will er uns bei seinem Auftreten vermitteln. Hans Rößler will seine Zuhörer 2 Stunden lachen sehen. — Die Eintrittspreise hat der Veranstalter recht mäßig angesetzt, so daß jedem Gelegenheit gegeben ist, Hans Rößler zu hören. Stehplatz 1.50 Zl., Sitzplatz 2.50 und 3.00 Zl. Billetts an der Abendkasse. Um allen Gelegenheit zu geben, sich rechtzeitig mit Karten zu versehen, richtet der Veranstalter am Neujahrstage von 11—13 Uhr im „Christlichen Hospiz" einen einmaligen Vorverkauf ein.

Bergmannslos. Von herabfallenden Kohlenmassen verschüttet wurde auf der Gieschegrube in Nickischschacht der Grubenarbeiter Adolf Olesz. In schwerverletztem Zustande schaffte man den Verunglückten nach dem Spital, wo er an den Folgen der schweren Verletzungen verstarb.

Körperverletzung mit Todeserfolg. Vor dem Kattowitzer Landgericht wurde am Freitag erneut gegen den Josef Schmeiduch aus Jankowitz wegen Mißhandlung bezw. Körperverletzung mit Todeserfolg verhandelt. Aus der gerichtlichen Verhandlung ergab sich, daß der Angeklagte mit einer größeren Anzahl junger Leute in Altdorf, Kreis Pleß, eine Hochzeitsfeier störte. Sämtliche in einem Saale versammelten Gäste ergriffen beim Eindringen der Radauhelden die Flucht, worauf diese in der Gastwirtschaft loswüteten, und manches kurz und klein schlugen. Der 25jährige Arbeiter Franz Czobak, welcher sich in betrunkenem Zustande befand, blieb in der Gastwirtschaft allein zurück. Er wurde von den Eindringlingen in roher Weise geprügelt, später nach dem Hauseingang geschleppt und dort von neuem „bearbeitet". In bewußtlosem Zustande brachte man den Mißhandelten später nach der elterlichen Wohnung, wo er bald darauf infolge einer Gehirnverletzung verstarb. — Durch Urteil der 1. Gerichtsinstanz wurde der Angeklagte Josef Schmeiduch als Mitschuldiger zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Schm. legte Revision ein und erhielt bei der erneuten Verhandlung bei Anwendung mildernder Umstände nunmehr nur 1 Jahr Gefängnis. Durch Amnestie wurde überdies die Hälfte der Strafe aufgehoben.

Nickischschacht. (Weihnachtseinbescherung der Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt".) Obwohl die hiesige Frauengruppe erst vor drei Monaten gegründet wurde und mittellos vor den Feiertagen dastand, fanden sich dennoch viele Freunde, Bekannte nebst Sympathiesierende in den hiesigen Kreisen, welche diese Bewegung vor den Feiertagen durch milde Gaben, die an Bedürftige zur Verteilung gelangen sollten, unterstützten. Besonders vier Genossinnen der Arbeiterwohlfahrt suchten Wege und Mittel, um etwas für die Bedürftigen zu den Weihnachtsfeiertagen zu veranlassen, was ihnen, obwohl nicht im großen Maßstabe, dennoch gelungen ist. Infolgedessen fand hier am Sonntag, den 23. Dezember die Weihnachtsveranstaltung statt, wo über 40 Kinder der Partei und der Arbeiterwohlfahrt beschenkt wurden. Nach einer kurzen Ansprache durch den Genossen Ziaja und Absingen einiger Lieder erfolgte beim Lichterglanz des Weihnachtsbaumes die Verteilung der Weihnachtsgaben, zuerst an Kinder in Form von Aepfeln, Nüssen, Pfefferkuchen und Striezeln, wobei noch einige Erwachsene mit kinderreichen Familien mit Leinwand, Wolle und warme Jäckchen bedacht wurden. Eine Berücksichtigung der Gewerkschaftsmitglieder konnte dabei nicht erfolgen, weil dazu außergewöhnlich große Mittel erforderlich gewesen wären und dazu von seiten der Frauenwohlfahrt nur Mitglieder aus Janow, Nickischschacht, Gieschewald nebst Wilhelminenhütte herangezogen werden konnten. Mit dieser ersten Weihnachtsveranstaltung, welche im nächsten Jahre auch mit den Gewerkschaften gefeiert werden soll, dürften wohl alle zufrieden sein, was wir nur der Aufopferung unserer Frauengruppe verdanken. Wir sind uns hier alle bewußt, daß dieser erste Anfang der Tätigkeit unserer Gruppe im nächsten Jahre einen noch weit größeren Erfolg haben wird und jeder Genosse mit den Genossinnen an dem Ausbau mit Freuden wirken wird. Allen jenen, welche sich dieser guten Sache geopfert haben, sprechen wir hiermit den herzlichsten Dank aus.

Börsenkurse vom 29. 12. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.97 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	212.90 zł
	1 Dollar		=	8.91 zł
	100 zł		=	46.97 Rmk.

Königshütte und Umgebung

Der Magistrat an die Kaufleute und Gewerbetreibende.

Es besteht noch bei den hiesigen Kaufleuten und Gewerbetreibenden vielfach die Ansicht, daß durch die Einlösung der Patente im Urzond Skarbowy (Finanzamt), die Anmeldung des Handels oder Unternehmens bei der Ortsbehörde, das ist beim Magistrat, überflüssig geworden sei. Diese Ansicht ist irrig. Nach § 14 der Gewerbeordnung besteht die Pflicht der Anmeldung des Gewerbes, Handels oder Unternehmens nach wie vor und muß vollzogen werden. Diejenigen Personen, die einen Handel oder ein Gewerbe im Stadtkreis betreiben, sind verpflichtet, das Unternehmen bald nach der Eröffnung, vor Einlösung des Patentes, beim Magistrat, Rathaus, Zimmer 15, anzumelden. Die Anmeldebescheinigung dient dann als Ausweis zur Einlösung der Patente im Finanzamt. Darum werden alle Personen aufgefordert, die bereits ein Patent für das Jahr 1929 erworben haben, die Anmeldung des Gewerbes oder Unternehmens auch beim Magistrat, Zimmer 15, vorzunehmen. Hierzu sind auch solche Interessenten verpflichtet, die erst ein Gewerbe oder einen Handel am Ort eröffnen wollen. Gleichfalls sei darauf hingewiesen, daß sobald ein Gewerbe oder Handel eingestellt wird, der Magistrat davon in Kenntnis gesetzt werden muß, da sonst der Steuerpflichtige verpflichtet ist, die Steuern bis zur endgültigen Abmeldung zu bezahlen. Die Unterlassung der Anmeldung des Gewerbes ist nach § 148 der Gewerbeordnung strafbar.

Listen für die Personenstandsaufnahme. Wie alljährlich, so werden auch dieses Jahr zum Zwecke der Steuereinschätzung durch das Steuerbüro Personenstandsaufnahmelisten den Hausbesitzern und Mietern zugestellt. Formular 2 ist für die Hausbesitzer, Formular 4 für die Mieter bestimmt. Auf die genaue Ausfüllung der Rubriken ist besonders zu achten. Die Ausfüllung des Formulars hat durch das Familienoberhaupt zu erfolgen. Als Stichtag wurde der 15. Dezember d. Js. festgesetzt, weshalb alle Personen, die an diesem Tage in der Wohnung gewohnt haben, einzutragen sind. Binnen drei Tagen muß die Liste dem Hausbesitzer wieder zurückgegeben werden. Bei Uebertretungsfällen, wie Nichtausfüllung der Listen und Ueberschreitung des angesetzten Abgabetermins, kann eine Bestrafung bis zu 50 Zloty Geldstrafe erfolgen.

Bau von Siedlungshäusern für Beamte der Landesversicherungsanstalt. In einer Vorstandssitzung der Landesversicherungsanstalt Königshütte wurde auch u. a. über den Bau einer Beamtenkolonie beraten und zum Beschluß gefaßt. Die Häuschen, die an der ulica Polna erstehen sollen, werden 16 Wohnungen zu drei Stuben und Küche und 8 Wohnungen zu vier Stuben und Küche umfassen. Nach dem Voranschlag werden die Gesamtkosten 1.2 Millionen Zloty betragen und sollen aus einem Fonds der Landesversicherungsanstalt gedeckt werden. Laut einer Verfügung des Arbeitsministeriums darf dieser Betrag keine Ueberschreitung erfahren.

Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

34)

Ashton war sehr zufrieden mit sich, Steve Parkers Angelegenheit so weit ausgekundschaftet zu haben. Er konnte sich nicht recht über sein Interesse für die Privatgeschäfte Parkers Rechenschaft geben. Auch sonst stand sein Vorgehen gar nicht im Einklang mit seiner sonst so einwandfrei korrekten Art, sich nie um den Inhalt telegraphischer Korrespondenzen zu kümmern. Er fühlte, daß dies nicht mehr und nicht weniger als eine Verletzung des Briefgeheimnisses darstelle. Aber was kümmerte er sich jetzt um Brief- und Amtsgeheimnisse! Man hat ihm das Weib genommen! Dieser Mann hat ihm sein Weib genommen! Und er will das nicht zugeben! Um keinen Preis! Wer weiß, wie er die Sache noch anfassen könnte, wenn er nur über alle Schritte seines Nebenbuhlers Bescheid wüßte!

Mit wachsender Aufmerksamkeit verfolgte Ashton in den nächsten zwei Tagen den telegraphischen Verkehr mit Albany. Keine Depesche von und an Parker hätte ihm entschlüpfen können. Aber erst am vierten Tage ging wieder ein Telegramm an Sleigh. Parker hielt sich also noch immer in Perth auf. In dem Telegramm forderte er Jimmy Sleigh auf, sofort nach Perth zu kommen, wo er ihn erwarte. Er habe ein Kamel und die nötige Ausrüstung beschafft und die Claims soeben erhalten.

Umgehend traf Sleighs Antwort aus Albany ein, in der dieser seine bereits erfolgte Abfahrt mitteilte. Dann, später, gab's noch eine Nachricht, diesmal an Frau Parker:

„Alles in Ordnung. Heimreise heute."

Schon hatte sich Steve Parker einen perfekten Telegrammstil angeeignet.

Das erste, was plötzlich reich gewordene Leute lernen, ist: telegraphieren.

Von heute auf morgen hatte sich Ashton zum perfekten Detektiv entwickelt. Was er zunächst wollte, um jeden Preis wollte, war, Parker sehen, sich den Mann anschauen. Er war sich dessen nicht recht bewußt, warum, wozu er ihn eigentlich sehen wollte. Er wollte ihn zunächst bloß sehen. Von Angesicht zu Angesicht wollte er den Mann vor sich haben.

Und noch bevor Jim Sleigh in Perth eingetroffen war, hatte Ashton seinen Nebenbuhler in Clifford House gefunden. Er sah ihn am Schanktisch im Wirtsraum stehen. Es war ein hagerer, stämmiger Mann, ganz Muskel und Bein. Ein trockenes, mageres, ausdrucksvolles Gesicht. Sprach kein Wort, war ganz allein. Trank seine Flasche Stout und ging. Das konnte kein anderer sein als Parker.

Ashton folgte ihm auf dem Fuße und sah, wie er ins Haus ging. Er fragte im Büro:

„Ist Steve Parker aus Coolgardie hier?"

„Ja, eben ist er hier vorüber in sein Zimmer gegangen," antwortete man ihm.

Ashton war zufrieden. Er hatte den Mann gesehen. Er war nicht ganz so, wie er sich ihn vorgestellt hatte. Aber er war doch noch so, daß sich seine Gefühle gegen ihn durchaus nicht zu verändern brauchten. Sein Haß war lebendig, lebendiger als je.

Von dem Moment an, da Sleigh angekommen war, schlich sich Ashton dauernd um Clifford House und die Eisenbahnstation herum. Schon früh am nächsten Morgen sah er die beiden Männer, wie sie ein Kamel zur Eisenbahn brachten. Ashton eilte rasch zum Frachtenbahnhof, wo er lange vor ihnen eintraf. Er machte sich zwischen den leeren Waggons zu schaffen, wobei er die beiden mit ihrem Kamel keinen Augenblick aus den Augen verlor. Sie blieben vor einem Lastwaggon stehen, an dessen offene Tür ein schräger Steg aus Brettern herangebracht war. Ueber diesen Steg sollte das Tier in den Wagen gehen.

Aber es wollte nicht. Wollte durchaus nicht. Kamele sind oft unendlich störrische Tiere. Und für Eisenbahnfahrten haben sie auch sonst nie viel übrig gehabt. Es war nie ihre Liebhaberei gewesen. Und sie waren nicht geneigt, ihre althergebrachte Art des Vorwärtsschreitens den westaustralischen Gebräuchen unterzuordnen.

Die beiden Männer brachten es nicht zuwege, den Konflikt mit dem Tiere zu lösen. Parker, der auf dem Gangbrett stand, zerrte mit aller Kraft das Kamel an der Halfter hinauf. Sleigh trieb es von hinten an, stieß und haute mit einem Stock drauf los. Alles vergebens. Das Tier schlug mit den Beinen aus, versuchte zu beißen und davonzulaufen.

Da trat Ashton auf die beiden zu.

„So werden Sie das Beest nicht hineinkriegen," rief er, „holen sie doch einen Kübel Wasser! Ich will Ihnen zeigen, wie Sie das Tier damit hineinkriegen!"

Ashton hatte keine Ahnung davon, wie man ein Kamel mit einem Kübel Wasser in einen Eisenbahnwagen hineinbekommen könne. Er hatte die Idee glatt erfunden, um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen.

Die beiden Männer sahen sich Ashton an. Er hatte eine Amtskappe auf dem Kopf. War zweifellos also jemand, der etwas von der Sache verstehen mußte. Parker beeilte sich darum, den Rat zu befolgen und lief davon, um Wasser zu holen.

Ashton blieb mit dem kleinen, dicken Jimmy Sleigh allein. Das Kamel stellte sich bescheiden zur Seite.

„Glaubt ihr denn, daß das Vieh sich lange so spazierenfahren lassen wird?" sagte Ashton, ich sehe, daß ihr beide nicht viel von Kamelen versteht! So einfach ist das nicht, wie ihr euch das vorstellt!"

„Glauben Sie, glauben Sie?" sagte Sleigh, „aber wir müssen es weit fahren, glauben Sie, daß das Vieh nicht kommen wird?"

„Es wird schon kommen! Aber wollt ihr es denn, nicht anbinden? Wie weit wollt ihr denn damit fahren?"

„Soweit es überhaupt mit der Bahn geht. Nach Menzies. Und von dort nach dem Norden hinauf, in die Wüste hinein."

„Also, nur anbinden wenn es einmal im Wagen ist! Und um es hinein zu kriegen, braucht ihr ihm bloß das Wasser zu zeigen. Da geht es von selber in den Wagen. Viel Glück auf den Weg!"

Damit ließ Ashton den Mann und sein Tier da. Er wußte, was er wissen wollte. Aber warum er das wissen wollte, wußte er nicht. Es ist immer dasselbe im Leben, in dem wir mit so ungewissen Schritten im geheimnisvollen Dunkel vorwärtsschreiten. Nachtwandlern gleich. Wir tun einen Schritt und wissen nicht, daß wir damit einen Weg eingeschlagen haben, den wir nun unaufhaltsam weiter wandeln müssen. Wohin dieser Weg führt, wissen wir nicht. Ja, wir wissen nicht einmal, daß wir mit jenem ersten Schritt schon hilflos dem Weg verfallen sind. Wir wissen nicht, daß wir schon auf einem bestimmten, besonderen Weg sind. Schon hinuntergleichen auf einer schiefen Bahn. Wir haben ja bloß einen Schritt getan! Einen einzigen Schritt... aus eigenem Willen... aus eigenem Antrieb.. wie wenn es überhaupt so etwas wie einen eigenen Willen, einen eigenen Antrieb gäbe... für diese auf ihre Art so eingebildete arme menschliche Kreatur... Wie geschickt hat Ashton das alles gemacht!... War nicht wenig stolz auf seine Schlauheit... und war 26 Jahre alt... Arme Kreatur! Armer Sim Ashton!

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Wegen des Weibes

Eine wahre Begebenheit aus den Urwäldern Zentral-Borneos

Von Dr. Leon Ballner.

Wir befanden uns auf der Reise nach Zentral-Borneo, um die Besatzung des befestigten Biwaks im Gebiete der Kopfjäger abzulösen. Viele Wochen dauerte schon die Expedition. Dajaks, Eingeborene aus dem Binnenland, ruderten uns in langen Kanus den Mahkkam und seinen Nebenfluß, den Rohstrom, aufwärts. Langsam ging es unter Beschwerden vorwärts.

Ein Tag löste den anderen ab und zog uns immer tiefer in jene öde, trübe Stimmung, die man nur in den endlosen Morästen und Urwaldwüsten Borneos kennt. Tiefster Mißmut und Teilnahmslosigkeit geben den Grundton dieser Stimmung. Wir erschraken nicht mehr, wenn die tödlich kalten Augen des Krokodils regungslos aus dem Wasser starrten; wenn im Schlamm eine giftige Wasserschlangen zischend vorbeischnellte oder ein saugender Strommirbel ein Kanu in Gefahr brachte. Man hört wohl die Ruderer schreien und klopfen, wenn sie ein Krokodil sichten; man hört einmal einen Fluch, ein Schimpfwort, einen wüsten Schrei. Es sind jedoch nur äußere Wahrnehmungen, man fühlt und begreift nicht. Ein ungesunder Nebel macht die Kleider am Leibe kleben, die Feuer, die wir gegen die Mücken brannten, erstickten uns fast und trieben uns die Tranen in die Augen. Myriaden von Moskitos, Faltern und Fliegen sogen das Blut aus dem gemarterten Körper.

Trostloser Urwald.

Die Küstenstation, die die Urwaldposten mit Proviant und Mannschaft versorgt, lag bereits dreißig Tagreisen hinter uns. Wir kamen in den Bereich der unermeßlichen Urwälder. Wochenlang sahen wir keinen Menschen, kein Wild, keinen Fisch. Hier wären einmal die Jagdgebiete der Punans, der schwärmenden Jagdstämme. Sie haben alles ausgerottet mit Gift und List. Das Wild mit Fallen und vergifteten Pfeilen und die Fische mit Tubagift, das ganze Flüsse entvölkert.

Dort ist tiefer, unerbittlicher Urwald, der sich in den Strom hineindrängt, ihn von oben mit Rotang und Lianen überspannt und fesselt, ihn durch gestürzte Baumriesen zu wilder Gegenwehr reizt. Am oberen Boh wurden wir drei Wochen lang durch Hochwasser festgehalten. In einer Bucht, wo das Wasser etwas ruhiger war, sammelten wir die Kanus, und auf dem schmalen Saum von Sand und Steinen schlugen wir das Lager auf. Hinter uns erhob sich wie eine Mauer hoher dunkler Urwald. Tagtäglich gab es Wolkenbrüche. Wir kamen nicht aus den feuchten Kleidern, denn es gab. wenn auch der Regen aufhörte, nur kriechende Wolken, Dunst und Nebel. In solchen Stunden hockten wir trübselig bei qualmenden Feuern, zu geisttötender Untätigkeit verdammt.

Die gefürchtete Beriberi.

Nach einer Woche meldeten sich die ersten Kranken mit Malaria und Dysenterie, und wenige Tage später tauchte die furchtbare Krankheit des Urwaldes auf: die Beriberi, die Krankheit aus Mangel an Vitaminen, die Folge unserer Ernährung mit Reis und getrockneten Fischen. Bei einigen Soldaten traten Schwellungen an den Füßen auf. sie gingen einher, als wateten sie im Morast, und ihr Atem wurde mühsam und schwer. Oft streiften wir das Ufer entlang oder kappten uns durch den Urwald, nur um Abwechselung für die Kost zu suchen. Wir aßen bittere Farne und holzigen Rotang und beneideten die Dajakruderer, die von der Gefahr der Beriberi verschont blieben. Denn sie aßen alles, was sie fanden: Insekten, Würmer, Molche, Schlangen und einmal auch ein Aas, das den Fluß heruntertrieb, den blaugedunsenen, von Gasen geschwollenen und halb zersetzten Kadaver eines Rhinozerosses. Bald starb einer der Beriberikranken. Er wurde im Urwald begraben und bekam einen Stein und seine Militärmütze aufs Grab.

Ich beobachtete die Malaien, als sie beim Grabe standen. Sie waren alle durch die schweren Entbehrungen heruntergekommen. In keinem ihrer Gesichter jedoch konnte ich Bewegung, Auflehnung oder Unzufriedenheit lesen. Und doch waren sie nicht so stumpf oder gleichgültig, sie beherrschten ihr Mienenspiel. Des Nachts, wenn wir unter dem Zelte lagen, hörten wir manchmal einen kaum unterdrückten Fluch, ein Zähneknirschen, ein Stöhnen im Schlaf oder ein schreckhaftes Erwachen. Was sie wohl träumten? Woran sie wohl dachten? Nicht an Gefahr oder Krankheit, an das Gestern oder Morgen. Daran dennkt ein Malaie nicht. Sie träumten vom Hasardspiel oder dachten an ihre Weiber, die wenig auf Treue hielten, an einen Todfeid, einen Nebenbuhler daheim in der Etappenstation; im feuchtwarmen Moder des Urwaldes können einmal aus solchen Träumen mit Urgewalt wilde Taten hervorbrechen, wie wir eine schaudernd im Biwak erlebten.

Der Schrei aus dem Schlaf.

Wir wurden gegen Mitternacht heftig aus dem Schlaf geschreckt. Ein Mann fährt auf mit einem wilden Schrei: „Ich morde dich, verfluchter Hund!“ Im Schein der Sturmlaternen, die vor dem Zelte hingen, sah er wie ein Wahnsinniger aus! Aufrecht saß er da, irre um sich blickend.

Er war anscheinend aus einem schreckhaften Traum aufgefahren und hatte noch nicht zur Wirklichkeit zurückgefunden. Der malaische Korporal schimpfte. Der Mann fiel stöhnend zurück. Der Sergeant neben mir war aufgewacht. „Das war der Füsilier Paimann,“ erklärte er mit schläfriger Stimme, „er gefällt mir nicht. Er hat in der Etappe eine junge Frau, die betrügt ihn, und er weiß es. Darüber grübelt er die ganze Zeit schon. Wenn die Kerle nachdenklich werden und schwer träumen, ist ihnen nicht zu trauen. Ich wollte, wir wären ihn los. Wenn er nur die Beriberi hätte! Gott verdamm ihn!“ Und es wurde wieder ruhig. Man hörte wieder die Nacht des Urwaldbiwaks: die Stimmen von Insekten, das Rauschen des Wassers, tiefe Atemzüge, den Seufzer eines Schlafenden.

„Mata Glab“.

Am folgenden Morgen sprach ich mit dem Korporal. „Betul tuan,“ meinte er, „dia suka pikir, bibi suka main mata dan main perlip.“ — „So ist es Herr! Er liebt es, nachzudenken! Sein Weib spielt gern mit den Augen und mit der Liebe! Bevor er wegging, hat er sie geschlagen, daß ihr das Blut aus Mund und Nase lief. Ich habe es selbst gesehen. Jetzt muß er für ein Jahr in den Bu[illegible]h. Deswegen grübelt er.“ Das Wort „pikir“ (grübeln, nachdenken) habe ich später oft gehört. Es drückt einen ernsten Seelenzustand des Malaien aus. Es ist eine Vorstufe zu etwas Aergerem, zum „bingun“, zum Verwirrtwerden. Und geht weiter über in den „mata glab,“ in „die blinden Augen“: die Taten der blinden Wut. Ich beobachtete manchmal Paiman und sprach mit ihm. Seine Wangen waren hohl, seine Augen ohne Glanz. Lange Stunden konnte er ins Wasser starren oder mit Insekten spielen, mit Käfern oder Fliegen. Er riß ihnen die Füße oder die Flügel aus und quälte sie zu Tode. — „Was ist dir, Paiman,“ fragte ich ihn, „bist du krank?“ — „Nein, Herr, ich weiß es nicht. Mein Herz hat Sehnsucht.“ — Ich kannte damals die Art der Malaien noch zu wenig, aber ich ahnte, daß es etwas anderes sei als die gewähnliche Art von Sehnsucht. Ich untersuchte ihn auch, und ich fand, daß er gesund war, tröstete ich ihn mit einigen der üblichen Redensarten und meinte, daß ihn die Ruhe und bessere Kost in der Bestimmungsstation ins Gleichgewicht bringen würden. —

Tumult und Mord.

Zwei Tage später geschah die Tat. Pechschwarz, schwül und dunstig lag die Nacht über Strom und Urwald. Die Wachen standen schon draußen bei den Kanus. Die Dajaks saßen bei ihren Feuern am Ende der Bucht. Wir alle lagen bereits unter dem Dach, manche schliefen schon, manche rauchten oder sprachen mit halblauter Stimme. Zu den Seiten des Zeltes qualmten einige Feuer. Das Holz war naß, es tropfte unaufhörlich von den Baumen. Wir hingen zwei Sturmlaternen, die einen trüben roten Schein auf die Soldaten und nach vorn in den Nebel warfen. Plötzlich springt ein Mann auf. Es war Paiman. Er ergreift beide Sturmlaternen. Der Sergeant schnellt empor, schreit: „Was tust du? Bist du verrückt?“ Es ist zu spät. Paiman schleudert die Laternen hinaus ins Wasser. Jetzt ist es finster. Die qualmenden Feuer leuchten nicht. Und ehe man weiß, was geschieht, was dies bedeuten soll, schrillt schon ein furchtbarer Schrei, ein Todesschrei. Die Leute springen auf. Tumult, Flüche, alles flieht blindlings aus dem Zelte, stiebt auseinander. Nur wenige Sekunden dauert das. Es folgt ein kurzer Augenblick der Stille. Das Zelt ist noch nicht leer. Da wälzen sich einige am Boden. Man sieht es nicht, man hört es. Man hört röcheln und vernimmt die entstellte Stimme des Paiman, unheimlich heiser und wild. Wie das Bellen eines tollwütigen Hundes klang diese Stimme. Es waren Schreie, die in der Kehle halb erstickten. „Hier! Da! Hier, du Schandkerl! Du Hund! Hier! Noch einmal!“ Dann folgten nicht wiederzugebende unflätige Worte. Dann wieder Namen, rasch und keuchend, Soldatennamen, einer nach dem andern. „Da! Wowor! Da! Lonto! Da! Patty!“ — Das klang alles so erschreckend, so deutlich, so körperlich. Wir fühlten, daß jedes Wort von einem Stich begleitet sein mußte, der eine tödliche Wunde bedeutete. Dieses alles spielte sich blitzschnell, wohl in weniger als einer Minute ab. Jetzt schrie und rief man durcheinander. Ein Schuß ging los. Jemand wühlte unter den qualmenden Holzstücken und holte glimmende Späne heraus. Ein anderer schlug Feuer. Es erlosch wieder. Nur einen Augenblick hatte es aufgeleuchtet: Wir sahen, wie im Licht eines Blitzes, ein grauenhaftes Bild. Jemand lag am Boden, ein anderer über ihm, in ihn hineingewühlt mit dem Messer, mit den Zähnen, mit gekrallten Fingern. —

Der Tote war ein junger Menadonese, ein unschuldiger Mensch, der mit Paiman niemals einen Streit, nie eine Differenz gehabt hatte. Und war doch nicht bloß getötet, er war zerfleischt worden, wie es schien, mit einem Haß, der über jede Vorstellung hinausging. Paiman aber war jetzt ruhig. Es war jedoch nicht mehr die frühere grüblerisch-krankhafte Ruhe, sondern ein klarer, gesunder Zustand. Es war eine deutlich erkennbare Entspannung bei ihm eingetreten. Jetzt konnte er gut schlafen und mit Appetit essen. —

Blind vor den Augen.

Wieder vergingen einige Wochen, und wir erreichten unseren Bestimmungsort. Es war die längste Reise, die je ein Transport in dieser Gegend gemacht hatte. Paiman sprach nicht viel. Er hatte zuerst gegrübelt und war dann „blind vor den Augen“ geworden. Er gab auch zu, daß der Ermordete ihm nie etwas zu Leide getan hatte. Was sich damals im Dunkel des Urwaldes ereignet hatte, hängt mit dem Wesen des Malaien, mit den Gewohnheiten der Kaserne, mit dem Klima, mit den schleichenden Krankheiten zusammen. Im Mittelpunkt des Ganzen steht die Seele eines Malaien niederen Standes mit ihrem dumpfen Wollen und dunklen Empfinden. Paiman ist erst wenige Jahre im Dienst. Seine fünfzehnjährige Frau ist die Tochter eines Soldaten: in der Kaserne geboren, früh reif, früh verdorben. Wo und wie es nur angeht, betrügt sie ihn. Sie hat es leicht. Denn Paiman ist träge und schwer von Begriff. Er war früher Bauer. Einmal aber schöpfte er Verdacht. Er ahnt, daß sie ihn hintergeht. Mit mehreren sogar, auch mit den nichtjavanischen Rassen, die ihn hochmütig behandeln, mit den leidenschaftlichen Männern von den Molukken, mit den tapferen, aber hinterhältigen Menadonesen von Celebes. Mit Soldaten, die ihm überlegen sind, mit feurigen jungen Leuten, die schöne farbige Unterkleider anhaben, die Gitarre spielen, eine buschige Haarlocke unternehmend über der Stirn tragen. Einsam sitzt der Gatte im Urwald, und da tauchen allerhand Bilder vor ihm auf. Er sieht die Kaserne, die Baracke der Verheirateten, den großen Raum, wo die kleinen Abteile für die Frauen und Haushälterinnen sind. Farbige Tücher aus Kattun und Bambuswände scheiden sie voneinander. bilden dunkle, lauschige Winkel und Ecken. Es ist Nacht. In der Baracke flimmert eine einsame Petroleumlampe. Draußen spielt jemand auf einer Gitarre. Es ist dies ein Zeichen. Der Wowor? Der Lonto? Oder ein anderer? Verfluchte Hunde! Paiman fährt aus den Wachträumen auf.

Manchmal packt es ihn wie ein Delirium. Die Gedanken, immer wieder dieselben, fließen in raschem Tempo, im Tempo eines Fieberpulses, und hämmern unablässig: sie müssen sterben, sie müssen sterben, sie müssen alle sterben. —

Nach wenigen Tagen kehrte die abgelöste Truppe zum Küstenbiwak zurück. Sie nahmen Paiman in Fesseln mit. Einige Stunden vor der Abreise sprach ich ihn zum letztenmal. Da sagte er mir einige Worte, die mir bestätigten, was ich schon ahnte: „Ich habe damals geglaubt, daß ich mein Weib töte und die, welche vielleicht ihre Liebhaber waren. Die jungen Krokodile, den Wowor, den Lonto und die anderen.“ —

Das Gericht verurteilte Paiman zu zehn Jahren Zwangsarbeit in der Kette. Er kam nach Neu-Guinea, dorthin, wo Urwald und Sumpf jedes Urteil in ein Todesurteil verwandeln.

Auch ärztliches Können hat seine Grenzen

Wann kann man geheilt werden. — Vom Zauberer zum Wissenschaftler. — Die Natur heilt.

Heilkunst und Priestertum deckten sich vor Zeiten in weitem Umfange. Die magische Kraft des Priesters, durch Zaubermittel die Macht des in ihm und durch ihn wirkenden Gottes zu beherrschen und zu lenken, erstreckte sich auch auf die Beseitigung körperlicher Schäden und dünkte sich unbegrenzt wie die göttliche Macht selbst. Der primitivste Mensch glaubte ganz unbefangen an die Heilwirkung etwa einer Beschwörung, weil die Legende irgendeines Gottes von dieser Beschwörungsformel eine ähnliche Wirkung berichtete. Eine wissenschaftliche Untersuchung, ob überhaupt durch Zauberformeln körperliche Krankheiten beseitigt werden könnten, lag ja dem Gedankenkreise des Primitiven ganz fern. Wenn beispielsweise das Symbol eines Gottes ein Fisch war, so sah man im Fische den Gott. Dieser Fischgott mußte also, da er als Fisch im Wasser lebte, imstande sein, gegen das Ertrinken zu schützen und Ertrunkene wieder zu beleben. Wenn demnach unter Anwendung der vorgeschriebenen Worte und Handlungen der Priester dem Ertrunkenen ein Stück des heiligen Fisches in den Mund steckte, so wirkte sich in diesem Stück Fisch die dem Wasser und seinen Gefahren gebietende göttliche Macht selbst an dem Ertrunkenen belebend aus — oder nicht!



„Wolga — Wolga!“

Ein Heldenepos aus dem Rußland des 17. Jahrhunderts, wo auf der Wolga kühne Flußpiraten ihr Normannenleben führen — die vom Volk gefürchteten und geliebten Vorkämpfer gegen die Willkürherrschaft des Zaren und seiner Bojaren. Aber gegenüber der Uebermacht einer neuen Zeit wird der Kampf um die Freiheit zum Kampf ums Leben, und die letzten Wolgahelden finden ihr Grab in den Wellen des Flu es, der sie oft zum Siege getragen hat.

Diese Anschauungen finden sich in abgeschwächter Form in vielen Erzählungen von wunderbaren Heilungen wieder, so von der

Blutstillung durch Handauflegen,

vom Gralsspeer, der Wunden schlägt und heilt, von den Wasserjungfrauen, die ertrunkenen Jungfrauen in ihren unterirdischen Schlössern wieder beleben und bei sich behalten usw. Das Christentum war nicht imstande oder willens, diese magischen Beziehungen zu unterdrücken. Die Wunderheilungen durch Reliquien gehören demselben Vorstellungskreise an. In der Jetztzeit sind das Besprechen und die Sympathiemittel Zeugen derselben uralten Ueberlieferungen. Diesen im primitiven Denken begründeten Zauberwirkungen gegenüber hat die rein vernunftgemäß eingestellte ärztliche Wissenschaft keinen leichten Stand. Gerade die Erfahrungen der letzten Jahre mit ihrer Neigung zum Okkultismus, zur Astrologie und anderen „paraphysischen" Gebieten haben gezeigt, wie weite Kreise allen Ernstes an magische Einflüsse glauben; sie haben sogar bewiesen, daß von den als wundertätig angesehenen Personen und Mitteln tatsächlich Wirkungen ausgehen können, die vom seelischen auf das körperliche Gebiet übergreifen und objektiv nachweisbar sind. Mit starken Erregungen verbundene Vorstellungen können bei geeigneten Menschen körperliche Veränderungen,

wie die hysterischen Erscheinungen

z. B. der Stigmatisation hervorrufen. Andererseits sind aber diese Wirkungen so unzuverlässig und von Zufällen abhängig, so vorübergehend und wenig tiefergreifend bei ernsthaften körperlichen Leiden, daß keine Veranlassung besteht, die Grundlage der Heilkunde, nämlich das wissenschaftliche Denken, zu verlassen.

Damit verzichtet allerdings die Wissenschaft darauf, allheilend zu sein; sie muß sogar offen erklären, daß ihre auf natürlichen Gesetzen beruhenden Leistungen auch durch die allem Realen eigenen Grenzen beschränkt sind. Sie läßt für ihren Bereich nichts gelten als die wissenschaftlich nachweisbaren Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, allerdings unter Einschluß auch der seelischen Vorgänge. Jedem zum Leben entstandenen Geschöpf ist eben dadurch auch sein Ende vorausbestimmt; der Tod ist die unumgängliche Folge der Geburt der Einzelpersönlichkeit. Noch hat kein Mensch ergründen können, was Leben ist, aber das ist sicher, daß es für das Einzelwesen früher oder später durch den Tod beendet wird. An dieser Grenze macht die ärztliche Kunst halt. Es ist bereits eine gewaltige Errungenschaft, daß es in vielen sonst zum Tode führenden Krankheiten gelingt, den tödlichen Ausgang abzuwennden, also das Leben zu verlängern. Aber auch dieser Erfolg stellt sich nur dann ein, wenn der gesamte Zustand des Körpers so beschaffen ist, daß er aus sich heraus die Möglichkeit des Weiterlebens besitzt. Der Mensch lebt so lange, als

seine Organe und die sie zusammensetzenden Zellen imstande sind,

ihre Obliegenheiten zu erfüllen. So haben z. B. die Herzmuskel- und Nervenzellen die Aufgabe, das Herz regelmäßig mit genügender Kraft zusammenzuziehen und wieder auszudehnen. So lange diese Zellen durch ihren Stoffwechsel imstande sind, die dazu notwendigen chemischen, elektrischen und sonstigen physikalischen Kräfte zu entwickeln, können sie ihre Arbeit verrichten. Ist aber etwa durch die vergiftenden Stoffe einer Infektionskrankheit die Zelle in ihrer Fähigkeit des Stoff- und Kräfteaustausches endgültig behindert, so muß die Herzkraft erlöschen. Die ärztliche Wissenschaft kann wohl versuchen, die Gifte unschädlich zu machen, sie kann der Zelle Hilfsmittel darreichen, um die mangelnden Kräfte wieder zu ergänzen, aber sie kann der Zelle kein neues Leben einhauchen. Die Zelle muß von sich aus lebenskräftig genug sein, um die angebotenen Mittel zu verarbeiten, wenn die Behandlung ihren Zweck erreichen soll. Bei einigen ansteckenden Krankheiten, so bei der Malaria, der Syphilis, der tropischen Schlafkrankheit, ist es gelungen, unter günstigen Umständen die schädlichen Erreger abzutöten und so die Schädigung von den Zellen mehr oder weniger fernzuhalten. Aber die meisten Krankheiten werden, wenn sie überhaupt heilen, durch die inneren Schutzkräfte des Körpers selbst überwunden. Der alte Satz:

„Die Natur heilt, der Arzt unterstützt sie",

hat bisher seine Richtigkeit behalten. Selbst bei chirurgischen Erkrankungen ist zu beobachten, daß immer der ganze Mensch, nicht nur der zu operierende Teil erkrankt ist, und daß auch nach der operativen Entfernung des Krankheitsherdes die Wundheilung und die Ausbesserung etwa schon im Haushalt des Körpers entstandener Schäden Sache der Körperkräfte ist.

Sehr bezeichnend für das eben geschilderte Verhalten sind die Heilungsvorgänge bei der Tuberkulose. Es ist noch nicht möglich, die Tuberkelbazillen im Kranken abzutöten. Jede Tuberkulosebehandlung kommt letzten Endes darauf hinaus, die natürlichen Abwehrkräfte des Körpers anzuregen und zu vermehren. Die Anwesenheit der Bazillen in den Körpergeweben veranlaßt diese zur Absonderung von Gegengiften. Man versucht demnach durch Ruhe (Liegekur) die Körperkräfte zu heben, und durch Reizmittel (Tuberkulin, Gold, Strahlen usw.) den Durchseuchungswiderstand zu erhöhen. Aber nicht die angewandten Mittel als solche heilen die Tuberkulose, sondern nur die durch die Zelltätigkeit geschaffenen eigenen Abwehrkräfte. Sind also die Zellen nicht imstande, diese Stoffe in genügender Menge zu erzeugen, so können die angewendeten Mittel nicht helfen. Diese in der ausschlaggebenden Bedeutung der Körperspannkräfte gegebenen Schranken sind letzten Endes unübersteigbar, mögen auch weitere Fortschritte der Wissenschaft sie immer weiter hinausschieben.

Die Eigenart des Körpers,

nicht nur aus einer gewissen Summe zu ermessender physikalischer Kräfte zu bestehen, sondern eben ein lebendiger in seinen tiefsten Zusammenhängen unerforschter, vielleicht unerforschbarer Organismus zu sein, bedeutet auch eine Grenze im Erkennen der Erkrankungen; doch mag es genügen, auf diese Schwierigkeiten hinzuweisen. Der Arzt ist leider häufig in der Zwangslage, die weitgehenden Wünsche der Kranken in bezug auf Erkennung und Heilung der Erkrankung nicht erfüllen zu können, auch wenn er gewissenhaft alle zu Gebote stehenden Hilfsmittel anwendet. Diese Wünsche sind vom egoistisch-menschlichen Standpunkte durchaus verständlich, aber sie werden dadurch nicht weniger vernünftiger. Denn sie widersprechen den durch die Natur selbst gegebenen Grundlagen und Möglichkeiten der Heilkunde. Man tut der ärztlichen Wissenschaft mit dem offenen Bekenntnis ihrer Begrenztheit nicht nur keinen Abbruch, sondern man vertieft dadurch das Verständnis für die Art und den Umfang ihrer Leistungen.

Je mehr Erfahrung und Sicherheit ein Arzt mit den Jahren gewinnt, desto klarer vermißt er die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, desto bescheidener beurteilt er menschliches Wissen und Können. Nur der Pfuscher hält sich für unfehlbar, weil er urteilslos seinem Eingreifen zuschreibt, was die heilende Natur selbst in geheimnisvollem Wirken hervorbringt.

Von einem alten Arzt.

Der Stärkere

Von Jeppe Aakjaer.

Ein ohrenbetäubender Spektakel drang aus einem Leinenzelt auf dem Marktplatz. Der Lärm rührte von sechs, sieben Männern her, welche drinnen hinter der Leinewand saßen und Kaffeepünsche tranken, und sich im Trinken, in Prahlereien und anderen Heldentaten zu überbieten suchten. Es war eine hübsche Auswahl der schlimmsten Trunkenbolde der Gegend, welche auf dem Markt nichts anderes zu tun hatten, als soviel Kaffeepünsche wie möglich hinter die Binde zu gießen.

Der Mittelpunkt der Gruppe war der riesige Schmied aus Ingedaal, der für gewöhnlich lässig und schlaff mit gewaltigen Knien in den Hosen herumging und nicht wußte, was er mit seinen vielen Kräften anfangen sollte. Heute, wo jede Pore an ihm Branntwein ausschwitzte, und der Kautabak in sein struppiges Kinn 111 schrieb, glänzte er wie ein Mond zwischen den Heidehügeln. Er kratzte sich förmlich nach einer Schlägerei. Seine rechte Faust war keinen Augenblick ruhig. Bald schlug er einem der Zechgenossen den Hut über die Ohren, bald ließ er seine rauhe Hand wie einen Schrubber über ein trauriges Gesicht gleiten, daß die Haut mitfolgte.

Der Beleidigte sah zur Seite, glättete die schlimmsten Beulen und verbarg seinen Aerger hinter der Punschtasse.

Der Schmied hatte eben einen großen Triumph gefeiert. Auf seinen Vorschlag wurde rund um den Tisch herum die „Hand gewendet". Das war ein Scherz, den auch der Wirt gern sah, da er Anlaß wurde, daß verschiedene Kaffeetassen auf den Fußboden gefegt wurden, so daß neue Bestellungen gemacht werden mußten. Die Ellbogen wurden senkrecht auf die Tischplatte gepflanzt, die Finger ineinander geschraubt, die Sehnen spannten sich, daß das Blut hervorsprang. Aber der Schmied legte Hand auf Hand wie einen Handschuh auf die Tischplatte. Das war ein Zug, den die Leute noch mehrere Tage nachher in Arm und Hand verspürten. Jetzt hatte der erfinderische Schmied einen neuen Einfall bekommen. Das Spiel bestand darin, daß zwei Männer sich mit ausgestreckten Beinen, die Stiefelsohlen gegeneinander, auf den Fußboden setzten, während sie die Fäuste um einen Stock spannten, den sie zwischen sich hielten. Der, welcher den Gegner hinüberzog, hatte gewonnen.

Der Schmied hatte sie alle bis auf einen hinübergezogen, und dieser würde auch seinem Schicksal nicht entgangen sein, wenn der Stock nicht mittendurch gebrochen wäre.

Nun war es unglücklicherweise der Stock des Schmieds, welcher zerbrach. Das Mißgeschick führte zu einem heftigen Wortwechsel. Der Schmied war gerade im Begriff, sich über seinen Gegner zu werfen, als sich etwas in die Außenwand des Zeltes bohrte, so daß sich eine große Beule im Leinen bildete. Der Schmied, der sich in der Nähe der Wand befand und glaubte, daß eine naseweise Person hineindringen und sich in ihren Streit mischen wollte, richtete seine gewaltige Faust mit einem kräftigen Schlag gegen die Leinenbeule. Im gleichen Augenblick zersprang die mürbe Wand, und ein paar dicke Hörner und eine verwegene Stirn kamen zum Vorschein. Ein wilder Stier mit glühenden Augen und einem Ring in der Nase sprengte durch die Oeffnung hinein und sah sich wütend in dem Lokal um. Im nächsten Augenblick hatte er mit einem einzigen Schlag des Horns den langen Trinktisch in die Höhe gehoben. Da Tisch und Bank zusammenhingen, rasselten fünf, sechs Mann mit Branntweingläsern, Tassen, Flaschen, Rahmschale und Teelöffeln in einem Haufen hinter die Tischplatte; zitternd blieben sie liegen, ohne Hand oder Fuß zu rühren. Der Schmied war jetzt der einzige Aufrechtstehende. Er versuchte den Stier am Nasenring zu erfassen, aber im gleichen Augenblick wurde er umgestürzt, mit den Hörnern ergriffen und so hoch in die Luft geschleudert, daß er im Niederfallen schräg über einen der Querbalken des Zeltes zu sitzen kam. Mit Aufbietung aller Kraft hackte er sich fest, obgleich es ihm in allen Gliedern schmerzte. Der Stier stieß ein Gebrüll aus und sprang zu ihm hinauf, aber der Schmied saß ihm zu hoch, und das wilde Tier wandte seine Aufmerksamkeit jetzt den anderen Seiten des Lokals zu. —

Jäh stürzte es gegen den Hintergrund des Zeltes. Aber als die dicke Wirtin sah, was ihr drohte, verschwand sie mit einem Schrei ins Freie. Der Stier fiel jetzt einen roten Kupferkessel an, der voll von kochendem Kaffee war. Mit dessen Henkel als Siegestrophäe um das eine Horn geschlungen, ging das Tier mit einem rasenden Gebrüll an der entgegengesetzten Seite durch die Leinewand. Jetzt kam wieder [illegible] in die Männer hinter der Tischplatte. Sie erhoben sich einer nach dem anderen und schüttelten sich. Der Schmied heulte und jammerte von seiner halb hängenden Stellung am Querholz. Als man ihn endlich wieder auf die Erde bekam, hatte ihn aller Humor verlassen. Das Schlüsselbein war an zwei Stellen gebrochen, Arme und Beine waren in ihrer ganzen Länge blutig gescheuert.

Der Stier, der von dem kochenden Kaffee, welcher aus dem Kessel spritzte und ihm in braunen Streifen über die breite Schnauze rann, ganz wild geworden war, wurde erst nach einem fürchterlichen Kampf zwischen Kuchenzelten und Apfelbuden wieder eingefangen. — Nie hatte man, so lange man in Ingedaal zurückdenken konnte, den Schmied so nüchtern und reumütig von einem Markt nach Hause kommen sehen. Aber es war auch wohl das erstemal, daß er bei einer solchen Gelegenheit einen Stärkeren getroffen hatte. —



Kleistpreis an A na Seghers

Der Kleistpreis für 1928 ist der 28jährigen Berliner Schriftstellerin Anna Seghers für die Novellen „Aufstand der Fischer von St. Barbara" und „Grubetsch" verliehen worden. Damit ist diese bedeutende Auszeichnung zum erstenmal an eine Frau gefallen.

Eine feine Schule

Von Bruno Schönlank.

Oft sind Versuche, Arbeitermärchen zu schaffen, gescheitert. Sie hatten der kindlichen Seele zu wenig Rechnung getragen, und die Tendenz der Märchen war zu aufdringlich. Das Kind empfindet ja viel feiner als der erwachsene Mensch. Als durchaus geglückter Versuch auf diesem schwierigen Gebiete proletarischer Dichtkunst darf das von Bruno Schönlank herausgegebene Büchlein Großstadtmärchen bezeichnet werden. („Der Kraftbonbon und andere Großstadtmärchen." Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin.) Schönlank kennt die Seele des Großstadtkindes. Köstlich ist die kindliche Naivität, die seine Märchen atmen. Sein Stil ist prägnant, bildhaft und straff, das Wesentliche scharf zeichnend — ganz der geistigen Verfassung der heutigen Großstadtjugend angepaßt. Straßenbahn, Rummelplätze, Planschbecken, Laubenkolonien, Wohnungsnot, Eisenbahnlokomotiven, Stadtarchitektur, Wasserwerk sind als Stoffe gewählt. Das alles interessiert unsere Jungen und Mädel. In der dichterischen Schilderung dieser von den Kindern selbst beobachteten Vorgänge liegt der große künstlerische Wert der Schönlankschen Märchen. Wir bringen eines davon zum Abdruck.

Mitten zwischen schönen Wiesen und alten Bäumen liegt die feine Schule. Im Garten reifen Sommer wie Winter Apfelsinen, Bananen, Kirschen, Birnen, Aepfel, Stachelbeeren, kurz alles, was das Herz begehrt. Und das allerfeinste, jedes Kind kann sich so viel pflücken, wie es will. Und dabei liegt die Schule gar nicht so weit weg von der großen Stadt. Zu laufen freilich, da wären es wohl ein paar Tage. Doch die Kinder haben ja alle ihr kleines Flugzeug, und husch, sind sie fort. Ja, Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Und dicht bei der Schule wohnt in einem kleinen drehbaren Glashäuschen ein alter Großvater. Dennkt euch nur, der war noch nie geflogen. Muß das ein altmodischer Großvater sein, denn jetzt lernen doch die kleinen Kinder schon mit drei Jahren fliegen. Und wie! Der Großvater pflegte den großen Schulgarten und hielt die Heizung in Ordnung, die Sommer und Winter den Boden erwärmte, daß alles, aber auch alles im Garten gedieh. Der Großvater war alt, steinalt, an zweihundert Jahre. Er war sogar noch in der Eisenbahn gefahren und fuhr jetzt noch im elektrischen Auto. Alles lachte und staunte aber doch, wenn er so langsam damit fuhr. Nur 120 Kilometer die Stunde, war das nicht die reinste Schneckenfahrt?

Die Kinder sperrten Mund und Nase auf, wenn Großvater Geschichten erzählte. Von Fahrrädern, die die Menschen mit den eigenen Beinen fortbewegten. War das nicht zum Lachen, mit den Beinen? Du lieber Himmel, eigentlich brauchte man ja keine Beine mehr. Von der Eisenbahn, die mit Kohlen getrieben wurde, von Rauch und Ruß in den Städten. Es klang alles wie ein Märchen, aber nicht wie ein frohes. Auch das erste Flugzeug hatte der Großvater noch miterlebt. Damals zählte das Fliegen noch zu den schwierigen Dingen. Ja, um über das bißchen Ozean wegzukommen, gab es ein großes Hallo, ja, sogar viele Tote. Und jetzt war doch das Fliegen so kinderleicht, daß die Kinder beinahe früher fliegen als laufen konnten. Das Laufen gehörte sogar mit zum Schulfach. In der ersten Schulstunde vor dem Frühstück gab es eine halbe Stunde Laufen, dann iene halbe Stunde Schwimmen im See, der auch im Winter hübsch warm war. Es wurde gut gefrühstückt und dann ging der andere Unterricht los. Im Garten war ein riesengroßes Fernrohr, damit konnte man sehen und hören, was in der Menschenwelt vorging. Und die Menschenwelt war größer geworden. Auf dem Mond waren Kolonien angelegt, auf der Venus und dem Mars auch, denn die Erde war so klein geworden. Eins, zwei, drei war man in Afrika oder Australien, auf dem Schulhofe standen die Raketenkanonen, die waren genau einzustellen. Huppdich, schwuppdich, wenn von Japan die Rede war, stieg man zusammen in die Rakete. Die war schön gepolstert und mit Fenstern versehen, doch bei der Geschwindigkeit sah man nichts als einen Strich. Kaum waren die Raketen abgefeuert, der Lehrer konnte kaum ein Mittagsschläfchen halten, war man schon dort. Machte es einem Spaß, so blieb man ein paar Tage lang, sah sich alles richtig an und unterhielt sich schön, denn überall wurde eine Sprache gesprochen. Dann ließ man sich wieder zurückschießen und kam auf dem Raketenflugplatz der Schule wieder an.

Nach dem Mond freilich war es weiter, dahin ging es nur an dem Wochenende, das freilich vom Freitag abend bis Dienstag morgen dauerte. Das hatte sich der gute Mond auch nicht träumen lassen. Ich bin zu alt, ich bin zu kalt, sagte er anfangs immer vor sich hin. Ja, Hustekuchen, der wurde auch angewärmt und bepflanzt, denn er lag am nächsten. Und auf der Venus und dem Mars sah es beinahe so wie auf der Erde aus.

In der Schule wurde aber auch alles gelehrt. Und das Lernen machte große Freude. Wenn ein Kind nicht recht mitkam, kriegte es eine elektrische Massage auf den Kopf, dann wurde es mit der Zeit so klug wie die anderen. Die Lehrer aber waren die klügsten Menschen, die es gab, und die besten dazu. Klassenzimmer gab es nicht. Der Unterricht war im Freien, wenn sie nicht gerade durch die Welt flogen oder auf dem Meeresgrund spazierenfuhren. Bei Regenwetter brauchte man nur auf einen Knopf zu drücken, und eine gläserne Halle schob sich über den Kindern zusammen. Manchmal freilich wurde auch mit der Strahlenkanone nach den Wolken geschossen und dann verflüchtigten sie sich so rasch, daß die Sonne wieder schien. Doch die Wettermacherei war einer besonderen Behörde unterstellt, nur kleine Experimente, wie Wolkenjagen, durften von der Schule aus gemacht werden. Die größeren Kinder durften schon auf Abenteuer ausgehen. Gerade jetzt haben die Kinder Naturunterricht. Das Leben im Meere. Auf einer großen Wand ist die Meerestiefe eingestellt, die durch einen Fernphotographen herangeholt wird. Ein Seepolyp mit seinen ungeheuren Fangarmen hat gerade einen großen Fisch umklammernt. Wer holt mir den Seepolypen? ruft der Lehrer. Ich, ich, ich — rufen sie alle. Doch das war schon Arbeit für die Größeren. Ein Junge und ein Mädchen werden ausgesandt. Schon sind sie an das Meer geflogen. Schon tauchen sie im Unterseeboot aus Stahlglas in die Meerestiefe und leuchten weithin mit ihren Scheinwerfern. Schon wieder so ein ekelhaftes Leuchtboot, denken die Meeresungeheuer. Wir werden uns noch tiefer zurückziehen müssen. Schon aber greift das Fangnetz zu, und unter dem Jubel der Kinder kommen die beiden zurück und bringen die greuliche Krake an, die noch immer ihren Riesenfisch umklammerte. Nach dem Naturunterricht kommt meistens Bastelstunde. Was wird da nicht alles ausprobiert und ausstudiert, was denkt ihr, was da nicht schon alles für Erfindungen gemacht worden sind! Die Luftipufti oder die Luftschuhe, mit denen man gleich 2000 Meter hoch springen kann. Und was sonst noch alles.



Geheimrat Professor Dr. Philippson
der Direktor des Geographischen Instituts der Universität Bonn, wird am 1. Januar 65 Jahre alt.

Unterdes wird es Mittagszeit. Die Schule ist aus, die Kinder fliegen nach der Mittagsinsel im blauen See. Dort sind große Tische gedeckt, wo sich Eltern, Lehrer und Kinder zum gemeinsamen Essen und zu gemeinsamer Freude zusammenfinden. Die Arbeitszeit für die Eltern ist vorbei. Auch die Kinder haben für heute genug gelernt, denn morgen ist ja auch noch ein Tag.

Nach jedem Vierteljahr Schule gibt es ein Vierteljahr Ferien. Am liebsten lassen sich die Kinder dann nach der Venus schießen, wo es gar seltsame Bäume und Tiere gibt. Die ganze Venus wird als Naturschutzpark gehalten und gemeinsam von den Kindern der nördlichen und südlichen Erdkugel besucht. Dort ist freilich das Fliegen verboten. Die Kinder dürfen den ganzen Tag herumlaufen, aber nicht mit Luftschuhen, sondern ohne alle Hilfsmittel. Tauchen können sie auch, aber ohne Tauchboot. Angeln dürfen sie auch, aber nur mit gewöhnlichen Angelhaken. Reiten dürfen sie auch aber nur ohne Sattel und Zaumzeug. Kurz, es geht märchenhaft altmodisch darauf zu. Doch das ist ja gerade die Erholung. Drum freuen sich die Kinder auch auf die Ferien und die großen Wettspiele, die dort veranstaltet werden. Das schwierigste ist das Liegespiel. Wer am längsten auf einem Platz liegen kann, kriegt einen Preis, denn das ist anfangs das schwierigste für die Zappelfritzen. Morgen ist gerade das große Geschieße nach der Venus, denn die Ferien fangen an. Großvater wird schon gut auf die feine Schule aufpassen. Wer von euch mit will, komme rechtzeitig angeflogen, vergeßt mir aber ja euren Raketenhelm nicht. Also los! —

„Nun halt aber die Luft an mit deinem Schwindel!“ ruft ihr.

„Ach, du lieber Himmel, man kann ja gar nicht genug zusammenlügen, es wird ja doch alles wahr.“

Die Todesstrafe

Aus einer Rede von Victor Hugo.

Im Jahre 1851 wurde Montmarchont, ein Wilddieb aus Nievre, zum Tode verurteilt. Um das Urteil zu vollstrecken, überführte man ihn in das kleine Dorf, das der Schauplatz seines blutigen Verbrechens gewesen war.

Montmarchont verfügte über eine außergewöhnliche Kraft, so daß ihn der Henker und seine Helfer nicht von der Arme-Sünder-Karre herunterzerren konnten. Es blieb nichts anders übrig, als Verstärkung abzuwarten. Nun erst gelang es, ihn aufs Schafott zu schleifen und unter das Fallbeil zu stoßen.

Mit Schrecken und Entrüstung berichtete Victor Hugos Sohn, Charles, in seiner Zeitung von diesem Vorfall. Dafür wurde er vor dem Staatsgerichtshof angeklagt, gegen die notwendige Achtung vor dem Gesetz gefehlt zu haben.

Charles wurde von seinem Vater verteidigt, der am 11. Juni 1851 die nachstehend im Auszug übersetzte, hinreißende Rede hielt:

„Meine Herren Geschworenen! In dem, was man das alte europäische Gesetzbuch nennen könnte, gibt es ein Gesetz, welches seit über einem Jahrhundert alle Philosophen, alle Denker, alle wirklichen Staatsmänner ausstreichen wollen: ein Gesetz, welches von Beccaria für gottlos und von Franklin für scheußlich erklärt wurde, ein Gesetz, welches jeder Demokratie widerwärtig ist, da es besonders auf dem Volksteile lastet, den noch Unwissenheit und Elend zu Boden drücken; ein Gesetz, von dem König Louis Philipp sagt: „Ich habe es mein ganzes Leben verabscheut“; ein Gesetz, welches das halbwilde Parlament von Otahiti in seinen Gesetzbüchern strich; ein Gesetz, von dem es Zeit ist, daß Frankreich es nicht mehr will. Dieses Gesetz, vor dem das menschliche Gewissen mit einer von Tag zu Tag immer größer werdenden Beklemmung zurückbebt: das ist die Todesstrafe!

Und nun, meine Herren, ist es dieses Gesetz, das heute diesen Prozeß führt, das heute unser Gegner ist. Es tut mir um den Herrn Staatsanwalt leid, aber ich sehe es hinter ihm. (Anhaltende Bewegung.)

. . . Ich glaubte, daß die Guillotine, da sie nun einmal mit ihrem Namen genannt werden muß, daß sich die Guillotine selbst Rechenschaft abgäbe, daß sie sich verworfen fühle, und sich danach richte, sie hätte auf den Platz de Greve, auf den hellen Sonnenschein, auf die Menschenmenge verzichtet, sie ließe sich nicht mehr in den Straßen hören, sich nicht mehr wie ein Schauspiel ankünden; sie hätte sich daran gemacht, seine Exempel so heimlich als möglich, im Morgengrauen, am St.-Jakobs-Tor, einem verlassenen Ort, ohne Zuschauer zu statuieren. Es schien mir, als begänne sie sich zu verstecken, und ich hatte sie zu diesem Zartgeühl beglückwünscht. (Neue Bewegung.)

Und nun, meine Herren, habe ich mich getäuscht. Sie hat sich von dieser falschen Scham abgewandt. Die Guillotine fühlt, daß sie eine soziale Einrichtung ist, wie man so heute sagt, und wer weiß? Vielleicht träumt auch sie von ihrer Wiedereinsetzung.

Und wartend wirft sie sich in die Brust. Sie fühlt es, daß es die erschütterte Gesellschaft, um sich wieder zu befestigen, nötig hat, zu den alten Ueberlieferungen wieder zurückzukehren. Und sie ist eine alte Ueberlieferung. Sie protestiert gegen diese demagogischen, schwülstigen Redner, die sich Beccaria, Vico, Filangieri, Montesquieu, Turgot, Franklin, Louis-Philipp nennen, die Bragliot und Guizot heißen, und die es zu glauben und zu sagen wagen, daß eine Maschine zum Kopfabschlagen in einer Gesellschaft überflüssig ist, deren Buch das Evangelium ist . . .

Nachdem ich Sie soweit geführt habe, meine Herren Geschworenen, muß ich Ihnen sagen, und Sie werden verstehen, wie tief meine Bewegung sein muß, der wahre Schuldige in dieser Prozeßangelegenheit, wenn es einen Schuldigen gibt, ist nicht mein Sohn, sondern das bin ich. (Anhaltende Bewegung.)

Ja, ich erkläre es, diesen Rest wilder Strafgesetzgebung, dieses alte und unvernünftige Gesetz der Wiedervergeltung, dieses Gesetz: Blut um Blut, habe ich mein ganzes Leben bekämpft — mein ganzes Leben, meine Herren Geschworenen, und solange mir noch ein Atemzug verbleibt, werde ich es als Schriftsteller mit allen meinen Werken, als Wähler mit allen meinen Handlungen und Stimmzetteln bekämpfen; das erkläre ich (Victor Hugo streckt seinen Arm aus und zeigt auf die Christusfigur, die im Hintergrund hängt über der Tribüne) vor diesem Opfer der Todesstrafe, welches dort hängt, uns sieht und uns vernimmt! Ich schwöre es vor diesem Kreuzesholz, an das vor zweitausend Jahren das Menschengesetz das göttliche angeheftet hat zur ewigen Belehrung der Generationen! (Tiefe und unaussprechbare Erregung.) . . .

Aber wir wollen uns nun den Tatsachen der Phraseologie der Anklage zuwenden . . .

Es ist wahr, man läßt es an Achtung vor der Guillotine fehlen.

Wissen Sie warum, Herr Staatsanwalt? Ich werde es Ihnen sagen: Weil man die Guillotine in jenen Greuelabgrund hinunterschleudern möchte, in den unter dem Beifall des Menschengeschlechtes das glühende Eisen, der Fingerabschneider, die Folter und die Inquisition hinabgestürzt sind. Weil man von dem erleuchteten und leuchtenden Hochaltar der Gerechtigkeit jene finstere Gestalt entfernen will, die genügt, um ihn mit Schrecken und Düsterheit zu erfüllen: den Henker! (Tiefe Bewegung.)

Ja, und weil wir das wollen, erschüttern wir die Gesellschaft. Ja, freilich ist es wahr! Wir sind sehr gefährliche Menschen, wir wollen ja die Guillotine aufheben! Das ist ungeheuerlich...

Im romantischen Gelände

Von Alfred Polgar.

Am äußersten Ende der Stadt, wo sie das schon eigentlich gar nicht mehr ist, ragt die hohe Halle, in der man Filme dreht. Ringsum, weithin gebreitet, Sand- und Wiesenflächen, in der Ferne eine Schnur dünner Bäumchen: Waldanfang und Ende des Kino-Hoheitsgebiets. Das Wetter ist grau und kühl, Nebel, schlecht geballt wie ein mangelhaftes Theaterstück, kann sich nicht entscheiden, ob die Luft oder Wasser werden will, der verdrossene Tag bleibt im Nachtgewand, um ein Uhr ist es noch Morgen- oder schon Abenddämmerung... also zu Freilichtaufnahmen just das unrechte Wetter. Deshalb stehen auch die Schlösser und Kirchen, die Gäßchen aus verschiedenen Jahrhunderten, die Marktplätze und Burghöfe, die Hütten, Paläste und Häuser verlassen da. Eine Welt, die von ihrer Maske das Gesicht fallen ließ. Kein Leben in der wunderschönen Stadt, die aussieht wie versunken auf den Boden eines abgelassenen Meeres, niemand wohnt in ihr, nur in den öden Fensterhöhlen, wenn man sich der zugehörigen Filme erinnert, das Grauen.

Die Halle hingegen ist groß, belebt von verwirrender, farbiger Geschäftigkeit. Wer sie zum erstenmal durchwandelt, glaubt sich im magischen Bezirk. Reges Walpurgisnachtleben, Geschrei, Musik, Blitz und Donner, Erscheinungen, prominente sowie auch nackte, Zischen blauweißer Flammen, Larven, Lemuren und Regisseure, Gespenster im Tageslicht, Tagwesen im Gespensterlicht.

Solchem ersten mächtigen Eindruck folgt bald ein zweiter, noch viel mächtigerer. Großartig, die Seele des Betrachters mit Bangigkeit füllend, offenbart es sich: das Mißverhältnis. Das Mißverhältnis zwischen dem ungeheuren Aufwand an Mühe, Geld, Zeit, Nerven- und Muskelkräften, an Menschen, Maschinen, Scharf- und Schwachsinn, Geduld, Leidenschaft, Energien jeglicher Art, Schweiß jeglicher Provenienz — und dem, was dieser Aufwand hervorbringt. Zum Beispiel steigt eben eine maskierte Dame im Revuekostüm die Freitreppe hinab, indes rechts und links von dieser Treppe auf wellenblau bemalten, Woge vortäuschenden Schaukeln, je dreißig nackte Jünglinge, die mit sehnsüchtigen Armen nach der Maskierten langen, rheintöchterhaft hin- und herbewegt werden. Vom hohen Gerüst lugt der Regisseur, und sein Donnerwort aus dem Megaphon beschwört die Rheinsöhne, doch größere Bewegungen zu machen. Ach, das wird hübsch sein, schwarz auf weiß, mit etwas Hebriden-Ouvertüre!

Der Regisseur sah, mit bewegten Sinnen, durch eine kleine optische Linse auf die bewegten Jünglinge. Die Linse zähmte das grausame Quecksilberlicht „und war aus blauem Glase“, wie es in der schönsten Strophe der noch immer nicht verfilmten Frau Wirtin von der Lahn heißt. Die Jünglinge, nackt bis zum Gürtel (von oben an gerechnet) und im übrigen nicht sichtbar, Herren ohne Unterleib, wogten mit Ehrgeiz.

Und indes die Szene sechs-, siebenmal wiederholt wurde, die Maskierte treppabwärts schwebte, die entkleidete Brüderschaft mit großen Bewegungen nach ihr schmachtete, ein wirkliches Orchester wirkliches Orchester markierte, in Logen ringsum Damen und Kavaliere, die Gesichter erstarrt in Schminke, furchtbar lächelten, im angedeuteten Parkett Statisterie der niedersten Rangklasse (welche in der Kinosprache sehr fein „Atmosphäre“ heißt) heftiges Zusehen vortäuschte, und das Ganze ununterbrochen wahnsinnig viel Geld kostete... löste sich aus dem Gefühl des Betrachters Zärtliches, flog fort mit dem Auftrag: wenn du ein Theater sichtst, sag' ich laß es grüßen! Eine Liebeserklärung dem alten, braven, kümmerlichen Theater, wo ein paar Menschen, nur indem sie miteinander Worte tauschen, Welt und Schicksal vormachen, wo man Bauten baut aus Luft und Geist, Architekturen, in denen das ganze Leben Platz hat und der ganze Tod.

Unter den Tagwesen im Gespensterlicht fallen zwei Gruppen angenehmst auf: die Musiker, Klavier und Geige, welche, Sanitäter der Filmtruppe, den Kinospielern Musik eingeben, damit sie nicht schwach werden, ihnen so hinweghelfen über das Leere. Denn in Musik eingetaucht verlieren die Situationen an Nüchternheit, wie die Körper im Wasser an Gewicht... Und dann und vor allem: die Elektrotechniker. Ueberaus sympathische Menschen, mittendrin und doch ganz abseits, nur mit ihren tierhaft-unheimlichen Apparaten beschäftigt, brave Kanoniere an den furchtbaren Lichtgeschützen, die eigentliche, wirkende Kraft des Ganzen — und doch ganz schuldlos an ihm! Weshalb sie auch, reine Seelen, lange weiße Kittel tragen.

Draußen, im romantischen Gelände, ist es finster geworden. Noch verlassener ruhen jetzt die Schlösser, die Höfe, die Gäßchen aus vielen Jahrhunderten, versinkend in den trüben Abendhimmel. Diese zerbröckelnden Burgen, das waren, wie sie noch neu waren, Ruinen. Jetzt sind es ruinierte Ruinen. Sonderbarer Anblick: der echte Zahn der Zeit den falschen benagend, künstliche Verwitterung, die echt verwittert. Wie schaurig!

Aber einen wundervollen Kinderspielplatz gäbe das romantische Gelände mit seiner vielgestaltigen Phantasiekulisse.

Großartig sieht das alles aus; und gering. Bezwingend; und kläglich. Kaum erschaffen; und schon längst gewesen. Geister von Millionen Rentenmark umschweben es klagend.

(Aus „Schwarz und Weiß“, Ernst Rowohlt Verlag.)

Eine Begegnung

Von Max Keller.

Der Betrunkene schimpfte noch. Die Bogenlampen rollten im Winde, etwas Regen schlug stehend gegen Ivans Backe. Er sagte zu der Frau: „Sie werden mit mir gehen. Nein, ein paar Schritte. Nur, damit dieser Kerl Sie in Ruhe läßt.“

Es schlug drei Uhr, als sie vor seiner Wohnung waren. Er nahm sie doch mit hinein. Auf Stühlen standen Koffer, halbvoll gepackt mit dem gewählten Bedarf für eine längere Reise.

„Sie sind nur vorübergehend hier?“ meinte das Mädchen.

Er dachte gleichgültig: die typische Frage. Sie merkte es und setzte schnell hinzu: „Man muß doch irgend etwas sagen!“ Er richtete den Tee an. Ein leises Schaukeln in den Schultern gab seltsame, durchaus nicht geschäftlich gedrillte Reize; da war noch eine mädchenhafte Ahnung.

„Können Sie in sechs Stunden reisefertig sein — für einige Wochen übers Meer, nach den Azoren? Ganz etwas anderes, nicht diese ewigen Asphaltstraßen; still sein; Sonne genießen, Salzluft, bunte Menschen?“ Die Enttäuschung vieler früherer Versprechen stand in ihrem Gesicht, aber sie ging darauf ein: „Jetzt gleich,“ erwiderte sie, „mich hält gar nichts.“

Das traf ihn sehr. Gewöhnt, mit Pflanzen sich zu beschäftigen, die ihr Erdreich hatten, und selbst lebend zwischen gekannten Wänden und immer abgewogenen Beziehungen, bis zu dieser Stunde ohne alles Abenteuerliche, hatte er in das Schwebende und Treibende solcher Menschen noch nie recht hineingeschaut. Sie muß, dachte er, doch einen Tisch haben, an dem sie zu Hause bisweilen sitzen kann, ein Bild an der Wand, ein Flakon auf ihrem Waschtisch. Man — ein Irgendwer — macht ihr einen abenteuerlichen Vorschlag, ich könnte sie verkaufen. Keine Aussicht rührt sie. Vielleicht nahm sie auch diese nicht ernst.

„Aber Sie brauchen das und jenes zu Ihrer Toilette, wir machen nicht nur einen Ausflug!“ — „Wir kommen, wenn wir auf den Bahnhof gehen, an meinem Zimmer vorbei, in fünf Minuten ist das getan.“

Nach sechsunddreißig Stunden waren sie an Bord. Die Tage waren hell und weit. Ivan genoß es schwärmerisch. Aber, diese Frau begleitete seine Meinungen und Gefühle mit einer Bereitwilligkeit, die ihn verdroß. Ihr Ich war verschüttet, manchmal warf er sie mit Fragen auf ihre Vergangenheit zurück, da kniff sie die Lippen zusammen und schwieg lange. Sie wollte nicht, und vielleicht konnte sie schon nicht mehr.

Er kramte ein pflanzenphysiologisches Buch aus seinem Koffer, das ging seiner Arbeit auf den Inseln an. Sie saß neben ihm im Liegestuhle und blinzelte in die Sonne. Die Exaktheit der wissenschaftlichen Methoden sprang aus dem Buch auf ihn über. Er wollte durchaus nicht Bekehrung üben. Er meinte einmal: „Sie sollten ein Tagebuch führen, was Sie beschäftigt, Ihre inneren Regungen, Eindrücke, Launen aufschreiben. Ich gebe zu, Sie würden mir ein Vergnügen machen, damit ich weiß, wie diese andere Natur und diese Reise auf Sie wirken.“

Sie tat es. Schließlich verlangte er das Heft. Ihre gepflegte Schrift erstaunte ihn wenig. Zeichen verschollener Kultur waren ihm längst an ihr aufgegangen, und vielleicht war es diese traumhafte Geschiedenheit zweier Existenzen, die ihn an ihr reizte. Aber das Was enttäuschte, sie schrieb ziemlich gewöhnlich, gleichgültig, Beobachtungen von Farblosigkeit, kleine Sensationen einer Toilette bei der Table d'hote; ein fliegender Fisch war gesehen worden, sie verzeichnete es trocken, nie das, was ihr markant erschienen war. Sie schien nur an der Oberfläche zu sehen.

Dann kam eine Stelle, geschrieben in unruhiger Nacht; der Sturm hatte gesprüht, alle Matrosen mußten an Deck. Die Brasilianerin aus der ersten Kajüte lag im Korridor auf den Knien und rief Gott in stürmischen Gebeten an. Da hatte dieses Mädchen von nächtlichen Straßen und Regenböen über dem Asphalt geschrieben, da war es zu namlosen Aeußerungen gekommen. Hier wurde das Buch unerhört, die Straße reflektierte düster, schäumte von Brutalität und Unwürde, ein Herz stand weinend offen, der Atem leuchtete aus allen Zeilen heiß, in dessen Gesicht die Reise bittere Striche zog. „Laß das,“ hatte sie ihm gesagt, „komm jede Woche zweimal zu mir, andere sind krank oder du ruinierst dich selbst.“ Sie hielten diese Vereinbarung, bis seine Mutter dahinter kam, einen höllischen Spektakel schlug und mit Anzeige drohte. Sie hatte ihn nicht als Geliebte genommen, der tiefere Sinn ihres Berufes stieg eine flüchtige Weile klar aus ihr; diese Mütter zertrat ahnungslos das Beste.

Es war unfreundlich geblieben, der Regen überschwemmte die Recks. Sie saß bei Ivan in der Kabine in einem weichen, weißen Kleid, das er ihr bei der Reise geschenkt hatte. Ihre Haltung war träumerisch, er wußte selbst nicht, ob sie zuhörte. Er las, ab und zu tat er es laut und unterhielt sich mit seinen botanischen Problemen. Da schlug der Gong an, man sollte sich zum Souper rüsten.

Ivan war noch im Sportanzug, in aller Eile wollte er sich, durch einen Paravent von ihr getrennt, umkleiden. Als er im Hemd dastand, fiel ihm ein, daß die Wäsche in einem Koffer neben dieser Frau lag. „Sie solle sich nicht stören lassen, wenn er im Negligee käme.“ Aber als er den Koffer öffnete, griff ihre Hand plötzlich mit Instinkt und Gewohnheit nach diesem Mann. Zwar setzte die Kontrolle sofort bei ihm ein. Scham brannte auf. Aber es hatte sie überwältigt gehabt. Ivan, nicht weniger aus der Fassung geworfen, nahm sie. Wie aus einem Aschesturz tauchten sie auf, gelähmt, geschlagen, zerstört. Beide hatten sie keine Worte. Sie ging, und auch bei Tisch fehlte sie. Nachts einmal weckte ihn die Frage, ob und wie hoch er sie nun bezahlen müsse. Als der Dampfer in Los Palmas einlief, entdeckte er sie endlich an der mittleren Reling. Er gab ihr die Hand, aber sie nickte nur, und schon beim Aussteigen vermißte er sie wieder; sie wollte sich nicht finden lassen.

Drei Wochen später kam er nach Funchal und traf sie am ersten Nachmittag, ihrem Beruf nachgehend, dem Zufall wie immer überlassen. Sie hatte irgendwo ein Zimmer, als sei es wieder in Berlin oder Graz, das sie ohne Besinnen verlassen würde, wenn jemand sie rief.

Sie grüßte ihn mit einem Nicken der Wimper und ging ohne Erstaunen vorüber. Im Hotel kannte man sie und sprach von ihr als von einer beliebigen Sache.

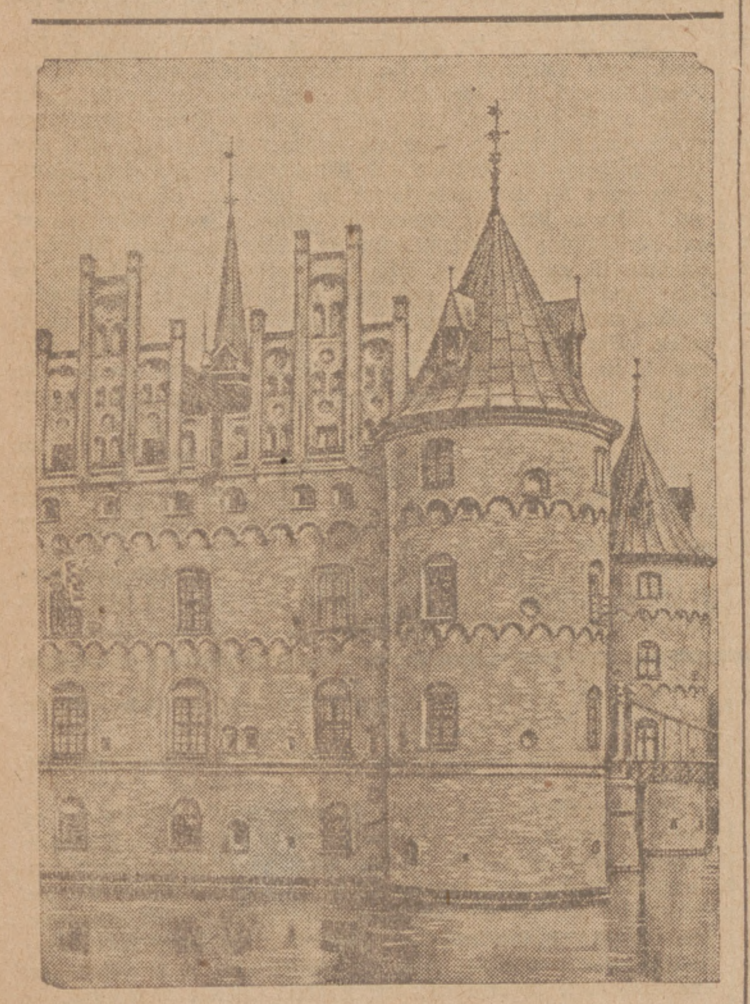
Der Minister behauptet, und das ist sein zweiter Schluß, daß die Kritik des „l'Evenement“ zu weit, zu ungezügelt gewesen sei. Ach, wirklich, meine Herren Geschworenen, betrachten wir uns doch einmal den Fall näher, der dieses angebliche Vergehen herbeigeführt hat, welches dem Redakteur des „l'Evenement“ vorzuwerfen man den Mut hat.

Also: Ein Mann, ein Verurteilter, ein elender Mensch, wird eines Morgens auf einen unsrer öffentlichen Plätze geschleppt; hier findet er das Schafott vor. Er empört sich, er sträubt sich, er verweigert, zu sterben. Er ist noch ganz jung, kaum 29 Jahre ist er alt. — Mein Gott! Ich weiß sehr wohl, was man mir sagen will: Er ist ein Mörder! Aber hören Sie! — Zwei Henkersknechte ergreifen ihn: Hände und Füße sind ihm gebunden; er stößt die beiden Scharfrichter zurück. Ein abscheulicher Kampf beginnt. Der Verurteilte hakt seine geknebelten Füße in die Galgenleiter; er bedient sich des Schafotts gegen das Schafott. Der Kampf geht weiter. Schrecken durchläuft die Menge. Die Scharfrichter denen Schweiß und Scham auf der Stirne steht, sind bleich, ausgepumpt, entsetzt, verzweifelt; niedergedrückt von jenem öffentlichen Vorwurf, der sich damit begnügen sollte, die Todesstrafe zu verdammen, und das Unrecht hat das passive Instrument, den Henker (Bewegung) zu erdrücken. Die Scharfrichter machen wilde Anstrengungen. Daß die Stärke beim Gesetz verbleibe, ist oberstes Gesetz. Der Mann verkrampft sich an das Schafott und verlangt Gnade. Seine Kleider sind zerrissen, seine nackten Schultern beblutet; er leistet noch immer Widerstand. Endlich, nach drei Viertelstunden, drei Viertelstunden dieser ungeheuerlichen Anstrengung, dieses Schauspiels ohne Namen, dieses Todeskampfes, Todeskampf für jedermann, verstehen Sie gut, Todeskampf sowohl für das Volk herum als auch für den Verurteilten, nach diesem Jahrhundert der Angst, meine Herren Geschworenen, führt man den Unglücklichen ins Gefängnis zurück. Das Volk atmet auf. Das Volk glaubt den Mann verschont. Keineswegs. Die Guillotine ist besiegt, aber sie bleibt stehen. Inmitten einer bestürzten Menge steht sie den ganzen Tag. Am Abend verstärkt man die Henker, knebelt den Menschen derart, daß er nichts mehr als eine bewegungslose Masse ist, und schleppt ihn, als die Nacht niedergesunken war, auf den öffentlichen Platz. Er heult, brüllt wie ein Wilder, ist mit Blut befleckt, fleht um sein Leben, ruft nach Gott, nach Vater und Mutter, denn vor dem Tode war dieser Mensch wieder zum Kind geworden. (Sensation.) Man zieht ihn auf das Schafott, und sein Kopf fällt! —

Da entringt sich ein Schauer allen Gewissen. Niemals hatte sich der gesetzliche Mörder mit größerem Zynismus und in größerer Scheußlichkeit gezeigt. Jeder fühlt sich gleichsam mitverantwortlich für diese schauerliche Sache, die sich eben vollendet hat; jeder fühlt in seinem tiefsten Innern das, was man empfinden muß, wenn man sieht, wie mitten in Frankreich am hellen Tage die Zivilisation plötzlich von der Barbarei überfallen wird. Und in diesem Augenblick geschieht es, daß sich der Brust eines jungen Mannes, seinem Innern, seinem Herzen, seiner Seele, ein Schrei des Mitleidens entringt, ein Schrei der Angst, des Schreckens, ein Schrei der Menschlichkeit. Und diesen Schrei wollen Sie bestrafen! In Anbetracht der entsetzlichen Begebenheiten, die ich eben noch einmal vor ihren Augen geschehen ließ, wollen Sie zur Guillotine sagen: „Du hast Recht!“ und zum Mitleid, zum heiligen Erbarmen: „Du hast Unrecht!“

Das ist nicht möglich, meine Herren Geschworenen. (Brausender Beifall im Zuschauerraum.)

Ja, Herr Staatsanwalt, ich sage es Ihnen ohne Erbitterung, Sie verteidigen keine gute Sache. Sie haben eine herrliche Arbeit. Sie entfesseln einen ungleichen Kampf gegen den Geist der Zivilisation, gegen die sanftere Gesittung, gegen den Fortschritt. Sie haben hierbei den innersten Widerstand des menschlichen Herzens und alle Prinzipien gegen sich, in deren Schatten seit 60 Jahren Frankreich marschiert und die Welt marschieren läßt: Die Unverletzlichkeit des menschlichen Leben, die Brüderlichkeit für die unwissenden Klassen, das Dogma der Versöhnung, das an die Stelle des Dogmas der Rache getreten ist. Sie haben alles gegen sich, was den Verstand erleuchtet, in der Seele bebt, die Philosophie wie die Religion, auf der einen Seite Voltaire, auf der andern Jesus Christus. Sie haben eine herrliche Arbeit: den entsetzlichen Dienst, den das Schafott der Gesellschaft zu leisten vorgibt, der Gesellschaft, die sich im Grunde vor ihm entsetzt und ihn nicht will. Sie tun etwas Herrliches. Die Anhänger der Todesstrafe tun etwas Herrliches (Sie sehen, daß wir die Gesellschaft nicht mit diesen verwechseln), Sie wollen das alte Gesetz der Wiedervergeltung nicht unschädlich machen! Sie wollen nicht diese scheußlichen Texte wegwaschen, auf die seit so vielen Jahren das Blut abgeschlagener Köpfe niederträufelt. (Große, allgemeine Bewegung.)



Schloß Egeskow
bei Faaborg auf Fünen (Dänemark).

Der Melonenverkäufer

Skizze von Auguste Bonow.

Jeder Mensch wird geboren, um das zu vollführen, zu dem er auserwählt. Jeder Mensch wird einmal aus einer Gefahr gezogen oder in eine hineingestoßen. So wurde einst Moses aus dem Schilfe errettet, daß er als Mann seinem Volke Gesetze geben sollte. Und Jesus ward geboren, um einer neuen Gemeinde Wunder und Lehre zu senden.

Nur der Chinese Pu Yi Tschangtschou kam ins Leben, daß er auf fremden Steinen sein Herz verblute.

Auch Pu Yi Tschangtschou hatte kein Erinnern an seine Geburtsstunde. Wußte nur in blassen Stunden: mir haben einmal weiße Gaukler gesagt: „Du, Sohn des Himmels, kennst deinen wahren Himmel nicht. Dein Vater und deine schlanke Mutter arbeiteten mit uns in einem Wanderzirkus. Als sich der Schoß deiner Mutter erschloß, du zum ersten Male von deinem Vater schweigend angesehen wurdest, starb acht Tage später die Frau, die dich geschenkt. Sie schloß die Augen nicht allein. Wiederum acht Tage darauf fiel dein Vater von hoher Kuppel und zerschlug, wie das Dach eines Reisschuppens im Sturm.“

Aber Pu Yi Tschangtschou wußte: leichte Erinnerung an meine erste Kindheit habe ich doch. Als ich fünf Jahre zählte, schoben mich die Clowns, die sich meiner in jenem Zirkus, in dem meine Mutter starb, angenommen, wieder von sich, wie ein Lotosblatt, das in ihren Augen nicht schön blieb. Sie sangen mir zum letzten Male das Lied vom Mond und gaben mich zu anderen Wandersleuten, die ihnen begegnet waren. Auf weiteren Landstraßen wurde ich größer und größer. Bald mußte ich bei einem Manne, der sich nur als Chinese ausgeputzt hatte, dasselbe tun, was mein Vater getan. Abend für Abend wurde mein langer Zopf eisern fest geflochten. An eine Rolle gebunden. Abend für Abend sauste ich vom höchsten Punkt des Zeltes hinab. Abend für Abend lachte ich schreiend von schwindelnder Höhe nieder, weil es den Leuten, die auf Bänken und Stühlen saßen, wohlgefiel.

Pu Yi Tschangtschou jedoch wußte am stärksten: Abend für Abend zertrieben weitere Jahre. Rissen in mein staubiges Sein. Das Leben von der Kuppel in die Tiefe wurde mir immer schwerer. Ich lernte weinen, bis — bis an einem ganz besonderen Abend mein erster Wunsch zum ersten Mut erstieg. Es war so gewesen: ich war mit meiner Nummer fertig. Die Pause setzte ein. Doch hatte ich Furcht, in die Ecke meines Wohnwagens, den ich mit amerikanischen Jongleuren teilen mußte, zu kriechen. Darum stellte ich mich in einen schmalen Arenagang, aus dem immer der alte Löwe getrieben wurde. Zuerst wußte ich nicht, wo ich schmerzlich hinstarrte. Dann wußte ich doch, daß meine Augen auf dem bärtigen Antlitz eines älteren Herrn lagen, der lesend in einer Loge saß. Von jener Sekunde an schoß mein erster Wunsch in meine erste Tat. Bewegte meine Füße vor. Wie von kalten Nachtnebeln getrieben, die die deutsche Erde oft so klebrig und schaurig machen, schlich ich mich an die Loge, neigte tief die Stirne und bettelte: „Sir, Furcht, große Furcht vor Musik ist in mir. Auch große Furcht vor dem Seil, an dem ich hängen muß. Aber Sie sehen wie der Sommer auf ihrem Lande aus. Warm. Von Sonne vergoldet. Bitte, nehmen Sie mich mit. Schützen Sie mich.“

Ja, von diesem Abend an war Pu Yi Tschangtschous Leben ein besseres geworden. Und seit den letzten sechs Jahren diente er dem Konsul Dr. Georg Paulsen, einem Junggesellen mit einer alten Hausdame, in einer mittelgroßen Stadt mit vielen grünen, ruhigen Straßen und Plätzen.

Nochmals, Pu Yi Tschangtschou war in den sechs Jahren ein berühmter Diener in dieser Stadt geworden. Tag für Tag kamen viele Kinder an der Villa des Konsuls vorbei, um den schwarzen Zopf zu sehen.

Und Pu Yi Tschangtschou hatte zufrieden erlernt, daß er als persönlicher Diener seinem Herrn gutmütig, vertraulich und ergeben jeden Wunsch von den Augen ablesen mußte.

Doch eines Tages wurde wieder alles anders.

Wieder alles düsterer um den Zopf.

Pu Yi Tschangtschou stand auf einem nassen Rasenfleck. Hinter sich zwei blühende Rosenstämme. Vor sich das hohe Schmiedegitter, an das er die Stirne legte.

Doch plötzlich mußte Pu Yi Tschangtschou erschreckt aufsehen. Denn eine andere Faust schlug ihn so gegen die Brust, daß sich sein gelbliches Gesicht in Falten legte.

Und Pu Yi Tschangtschou sah sich einem anderen, echten Chinesen gegenüber. Einem, der die große Faust wieder aus den Stäben des Gitters zog. Der fragte:

„Wie kommst du hierher? Sprich!“

Pu Yi Tschangtschou konnte nichts verstehen. Weil ihn niemand die Sprache der Ahnen gelehrt. Endlich lallte er stotternd von seinem Leben und von dem guten Reis, den er erhielt.

Der andere nahm eine Brieftasche aus der Brust. Und Bilder daraus. Und zeigte sie durch das Schmiedegitter. Und sagte:

„Das ist deine Heimat. Dein Reis. Deine Seele.“

Pu Yi Tschangtschou sah: Landsmänner an einer Kantine in Peking, Straßen von Peking selbst, eine reiche Chinesin mit der langen Pfeife, nackte Mädchen im Opiumrausch, eine seltsame, schmale Brücke, die malerisch von Haus zu Haus führte, Eisträger und Melonenverkäufer.

Pu Yi Tschangtschou kam zu keinem Stammeln mehr.

Von dieser Stunde war auch die Zufriedenheit der letzten sechs Jahre dahin. Die weiteren Wochen, die kamen, machten aus Pu Yi Tschangtschou einen Diener, der nicht mehr gutmütig seine Dienste tat. Machten aus dem pechschwarzen Zopf einen neuen Haufen Unglück.

Pu Yi Tschangtschou lernte sogar, daß man auch einen zweiten Wunsch und zweiten Mut tragen konnte. Und wenn er immer wieder das eine Bild nahm, auf dem er klar den ewig lachenden Gott Putai sah, dann dachte er jedesmal: ich will nie mehr zufrieden sein. Ich will sehr glücklich werden. Das aber kann ich nur in meiner Heimat finden.

Pu Yi Tschangtschou wurde langsam ein ganzer Mann. Einer, der den zweiten Wunsch und zweiten Mut gieriger in seinen Händen hielt. Der eines Nachmittags zu seinem gütigen Herrn schlich, sich wieder tief verneigte und noch einmal bettelte:

Sir, seit ich weiß, daß einmal weiße Gaukler mir nicht umsonst gesagt, daß ich ein Sohn des Himmels bin, aber meinen wahren Himmel nicht kenne, kann ich in Ihrem Hause nicht mehr bleiben. Denn ich weiß jetzt, was mein Himmel ist. Darum will ich nie mehr zufriden sein. Nur glücklich werden. Bitte, entlassen Sie mich. Sonst muß ich vor Sehnsucht sterben. Schicken Sie mich ins Land.

Diesmal blieb das Herz des Konsuls aus stein. Dr. George Paulsen erhob sich sehr kurz vom Schreibtisch, an dem er gearbeitet. Sah lange den Diener an. Strich sich den weißen Schnurrbart. Antwortete barsch: „Unsinn!“

Pu Yi Tschangtschou schlich fort. Im Treppenhaus umkrampfte er eine Geländerpuppe. Biß ins Holz.

Wieder Tage darauf trug seine Seele Haß. Beherrschte sich nur, weil sie es mußte. Aber — die Sohlen seiner schleichenden Füße drückten auf jeden Weg und Steg den wilden Brand des Aufruhrs.

Pu Yi Tschangtschou biß sich die Zähne aus. Die Kette zerbiß er niemals. Auch kam er nicht zum Morde, den er sich eines Nachts erdacht. Immer wieder schlug ihn sein Herr, der Konsul Dr. George Paulsen, dem eine alte Hausdame wirtschaftete, mit gütigen Worten, die hallten: du wirst ruhiger werden, Pu Yi Tschangtschou. Wieder gutmütig dem Befehl meiner Augen folgen.

Und so wurde langsam und sicher die so gar nicht mordwütende Seele Pu Yi Tschangtschous verwirrt.

Dieser Wahnsinn ließ den langen, pechschwarzen Zopf oft sinnen: was will ich? Mehr kann ich nicht wollen. Nun hat mich mein Herr doch nach Peking geschickt. Ich sehe bunte Straßen und will mich ernähren. Aber Eisträger werde ich nicht. Ich werde Melonenverkäufer. Das ist lustig, wie der ewig lachende Gott Putai. Sehr lustig, sehr lustig.

Und als der Herbst kam, war Pu Yi Tschangtschou wirklich sehr lustig geworden. Setzte er sich zu den ersten fallenden Blättern in den Vorgarten des Konsuls auf die Steine.

Wohl hatte Pu Yi Tschangtschou keine Melonen vor sich aufgebaut. Trotzdem leuchteten seine glühenden Augen durch zwei Schlitze hindurch. Trotzdem hielt er ein Messer zwischen den Fäusten und schnitt — Melonen, Melonen, Melonen —.

Er schnitt und lachte. Er sah nicht, daß vorübergehende Passanten am Zaune staunend stehenblieben. Er sah nur Chinesen, die ihn grüßten. Denen er die Melonen anbot. Denen er zurief:

„Melonen, schöne Melonen! Seht doch, wie saftig sie sind!“

Rund um die Liebe

Die uralte Tante Therese erzählte ihren großen Nichten Erlebnisse aus der Jugendzeit. „Ihr müßt nicht glauben,“ sagte sie, „daß ich immer so verhutzelt ausgesehen habe wie jetzt. O nein, ich habe richtig schön ausgesehen, und die Mannsleute sind mir nachgelaufen, so daß es schwer war für ein anständiges Mädchen, sich so zu halten. Einmal erinnere ich mich, kehrte ich in der Stadt von einer Besorgung heim. Da schloß sich mir ein sehr feiner Herr an und versprach mir ein wundervollen Schal, wenn ich mit ihm käme.“ Die Nichten staunten, und in ihren Mienen glomm so etwas wie leiser Zweifel. „Ja Mädels, wenn ihr es nicht glauben wollt, ich habe den Schal noch,“ sagte Tante Therese.

*

„Das ist ein hübsches Boot, nicht wahr, Gretchen?“ sagte der große, dunkle junge Mann.

„Wirklich sehr hübsch, Karl,“ antwortete das hinten im Boot sitzende Mädchen.

„Es hat nur einen Fehler“, meinte der junge Mann.

„So? Was für einen?“ fragte das Mädchen.

„Ja, weißt du, es ist sehr leicht gebaut, und wenn man darin ein Mädchen küssen will, so ist große Gefahr vohranden, daß es umkippt, und dann fallen Bursche und Mädchen ins Wasser.“

„Wirklich?“ sagte das Mädchen gedankenvoll und schwieg dann eine Weile. Endlich fragte sie leise: „Weißt du eigentlich, Karl, daß ich schwimmen kann?“

*

Jemand erklärte einer jungen Dame die Blumensprache und begann mit der Bedeutung der Farben: „Rot ist die Liebe,“ sagte er, „Blau ist die Treue, Grün ist die Hoffnung, Weiß ist die Unschuld, Gelb die Eifersucht, Schwarz die Trauer.“ Am anderen Tage kam er wieder und examinierte das junge Mädchen. Das Fräulein zählte alle Farben auf, nur vergaß es Weiß. Saphir, der Spötter, meinte: „Wer kann alles behalten!“

*

Ein Schüler hatte mit seiner Angebeteten, der Tochter des Rektors, einen Abendspaziergang gemacht. Plötzlich sah er auf dem zum Glück schwach erleuchteten Wege den Rektor kommen. Rasch verständigte er seine Begleiterin von der Gefahr, schlug seinen Mantel um sie, nahm sie auf seine Arme und trug sie eilig am Rektor vorbei. Der hatte ihn aber doch erkannt und rief ihm über den Weg zu: „Wo kommen Sie denn her, Spencer?“

„Aus der Musikschule, Herr Rektor.“ — „Was tragen Sie da?“ — „Mein Cello, Herr Rektor.“ — „So, so! Ein schönes Instrument, so ein Cello! Seien Sie nur recht fleißig damit!“

*

In der Küche war großer Krach. Die junge Köchin vergoß bittere Tränen und sagte: „Frau Major, ich bin ein anständiges Mächen und brauche mir vom Herrn Major das nicht gefallen zu lassen. Vorgestern hat er mich in die Wange gekniffen, gestern in den Arm gezwickt und heute im Nacken gekitzelt.“ Die Frau Majorin blieb diesen Enthüllungen gegenüber merkwürdig gefaßt und sagte milde: „Ach, Lina, lassen Sie dem Herrn Major nur das unschuldige Vergnügen (seufzend), der Herr Major tut Ihnen nichts.“

Kellnerinnen in Kniehosen

Ein Londoner Hotel hat mit dieser Neuerung begonnen. Hier werden nur Kellnerinnen in Kniehosen eingestellt. Nicht aus Animierungsgründen, sondern aus sehr praktischen und einwandfreien. Wenn der Rock heute auch so kurz getragen wird, daß er immerhin ganz schöne, große Schritte erlauben würde, — was sich eine Dame von Welt aber nie erlauben würde, auch wenn der Rock es gestattete — in einem vielbesuchten Restaurant, wo die Kellnerin hin und her zu rennen hat, und die Gäste warten und nach der Bedienung schreien, beeinträchtigt der Rock die Bewegungsfreiheit der Kellnerin ohne Zweifel. Aus diesem Grunde hat der Besitzer dieses Londoner Hotels seine Kellnerinnen kurzerhand in Kniehosen gesteckt, die man ja im Sport schon lange trägt. Diese Neuerung hat natürlich großes Interesse hervorgerufen. Das Lokal ist seit dieser Zeit stets überfüllt. Die Bedienung ist prompt, kein Gast kann sich beklagen. Die Kellnerinnen sehen wie Revuegirls aus, die an Tischen und Stühlen vorüber einen sonderbaren Black Bottom tanzen, während sie mit Biergläsern in den balanciereden Händen klirren... Mit ein wenig Phantasie hören sich diese Geräusche wie ferne Negermusik an und man nimmt sich vor, am nächsten Tage wieder in dieses herrliche Restaurant zu kommen, das seinen Gästen für zehn Prozent der Zeche Kellnerinnen in Kniehosen als neueste Attraktion vorstellt.

Polizeivorschriften am Silvesterabend. Die Polizeidirektion macht bekannt, daß am Montag, den 31. Dezember der Ausschank von alkoholischen Getränken erst von 20 Uhr (8) erfolgen darf, ausgenommen davon sind Detailgeschäfte. — Für Restaurationen, mit Ausnahme der Schankstätten, kann auf Antrag die bisherige Konzessionsstunde ausnahmsweise verlängert werden, jedoch ist bei Stellung des Antrages eine 3 Zloty-Stempelmarke beizufügen.

Verlängert die Waffenscheine. Die bisherigen Waffenscheine verlieren mit dem 31. Dezember ihre Gültigkeit. Interessenten, die eine Verlängerung erhalten wollen, müssen die Waffenscheine in der Polizeidirektion, Zimmer 9, abgeben.

Verbotenes Schießen. Die Polizeidirektion Königshütte bringt zur öffentlichen Kenntnis, daß in der Silvesternacht jegliches Freudenschießen verboten ist. Zuwiderhandelnde Personen werden streng bestraft.

Ein Fahrradmarder. Einem gewissen Josef Jendryschik wurde auf der ulica Redena 6 ein Herrenfahrrad im Werte von 270 Zloty gestohlen. Die sofort aufgenommenen Nachforschungen führten zu der Verhaftung eines gewissen Kurt Czerwionka.

Ein Heringliebhaber. Wegen Diebstahl von drei Kisten Heringe aus der Güterabfertigungsstelle wurde ein gewisser Otto Sz. von der ulica Hajducka festgenommen.

Myslowitz

Personalstandsaufnahme. Der Myslowitzer Magistrat gibt bekannt, daß in der Zeit vom 28. 12. 1928 bis 5. 1. 1929 für die Steuerveranlagung eine Volkszählung stattfindet. Die hierfür erforderlichen Formulare erhält jeder Hausbesitzer frei vom Magistrat zugestellt. Sollte ein Hausbesitzer übergangen werden, dann hat sich der Betreffende im Rathaus, Zimmer 26, um diese Formulare einzustellen. Die Formulare sind seitens der Hausbesitzer und der Hausbewohner gewissenhaft und ausführlich so auszufüllen, daß keine Person umgangen wird. Personen, welche die Formulare nicht ausfüllen oder irreführende Angaben machen, werden mit einer Geldstrafe von 3 bis 500 Zloty belegt. —h.

Rosdzin. (Aus der Esperanto-Bewegung.) Die Ortsgruppe der Esperantisten „Zamenhof"-Schoppinitz veranstaltet am 31. Dezember d. Js. im Saale des Herrn Freund in Rosdzin eine Silvesterfeier, welche um 8 Uhr beginnt. — Am 2. Januar 1929 findet daselbst die Generalversammlung statt mit Beginn um ½8 Uhr abends. Bei dieser gelangen einige Darbietungen auf Grammophonplatten in Esperanto zur Vorführung. — Hierzu wird berichtet, daß Polen demnächst einer internationalen Konvention betr. den Unterricht in Esperanto beitreten wird. In Bialystok ist Esperanto in die Volksschulen als Nebenfach aufgenommen worden. Den Unterricht erteilen dortige Volksschullehrer. In mehreren in Warschau erscheinenden medizinischen Zeitschriften werden in letzter Zeit nach japanischem Muster Artikel in Esperanto veröffentlicht. Die Polizeidirektion in Kattowitz befaßt sich mit dem Plan, für das Dienstpersonal einen ständigen Kursus in Esperanto einzurichten. Ueber 500 Eisenbahnbeamte der Eisenbahndirektion Kattowitz haben sich zu einem Esperantokursus freiwillig gemeldet. In Meaux (Frankreich) wird in Esperanto gebeichtet und gepredigt. In Dresden hat die internationale Kaufmannschaft ein Zentral-Handelsbüro gegründet, woselbst alle Aufträge in Esperanto erledigt werden. In Ostoberschlesien existieren 26 Ortsgruppen von Esperantisten. Es ist sehr erfreulich, festzustellen, daß gerade in Arbeiterkreisen dieses einzige reale internationale Verständigungsmittel sehr viele Anhänger gewinnt. —h.

Wo ist die Rodelbahn geblieben? Bekanntlich befaßte man sich seitens der Stadtverwaltung Myslowitz mit dem Bau einer Rodelbahn, welche unmittelbar am Kosciuszkoturm (Bismarckturm) erbaut werden sollte. Die Sache scheint aber eingeschlafen zu sein. Und nach wie vor wird auf dem unbeleuchteten und gefährlichen Promenadenwege gerodelt, daß die Schlitten und die Herzen nur so springen vor Vergnügen was nebenbei verboten ist. Das Fahren nach Kattowitz aber ist mit Geldausgaben und verschiedenen Unannehmlichkeiten verbunden. Augenblicklich hat die Stadtverwaltung andere Sorgen und wird an dem Verbotenen mit einem Augenzwinkern vorbeisehen —, so es keine neue Rodelbahn geben konnte am Kosciuszkoturm. Unsere Jugend hofft, daß es im nächsten Winter eine Rodelbahn ohne Verbote geben wird. Und wir hoffen mit. —d.

Rosdzin. (Tierquälereien.) Oft kann man in diesen Tagen bei der Glätte der Wege und Straßen sehen, wie Pferde vor schwer beladenen Gespannen von herzlosen Individuen oft wund geschlagen werden. Solche Rohlinge müßten selbst die Peitsche zu spüren bekommen. In den meisten Fällen sind sie selbst schuld an der Unfähigkeit der Zugtiere, vorwärts zu kommen, weil der Hufbeschlag nicht entsprechend scharf genug ist. — Die Polizei und der Tierzüchterverein, soweit Letzterer in Polen in organisierter Form existiert, müßten solche Rohlinge zur Verantwortung ziehen. Jeder Fall von solcher Tierquälerei müßte der Polizei zur Kenntnis gebracht werden unter Angabe des Ortes, der Zeit und des Besitzers des Gespannes.

Geschäftliches

Seit wann wohnen Menschen im oberschlesischen Industriegebiet?

Von Dr. Walter Matthes.

Die Frage nach den ersten Menschen ist uralt. Einst hat sich die sagenschaffende Phantasie damit beschäftigt, heute gehört sie in das Gebiet der Wissenschaft. Vor allem ist die Urgeschichtsforschung zu ihrer Lösung berufen, da sie mit der Auswertung der Bodenfunde einen sicheren Weg gefunden hat, in das Dunkel der fernsten Vergangenheit vorzudringen.

So ist es ganz natürlich, daß auch die oberschlesische Urgeschichtsforschung mit einem besonderen Interesse sich der Erforschung der ältesten Kulturen auf oberschlesischem Boden zugewandt hat und es sind in den letzten Jahren Ergebnisse gezeitigt worden, welche das Schicksal unsres Landes zurzeit der frühesten menschlichen Kulturen in einem ganz neuen Lichte erscheinen und auch für die Zukunft reiche Ergebnisse erwarten lassen.

Es ist erst wenige Jahre her, daß die Funde der jüngeren Steinzeit, welche im wesentlichen aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend stammen und somit auf ein Alter von 4000 bis 5000 Jahren zurückblicken können, als die frühesten Zeugnisse der Besiedlung Oberschlesiens gelten mußten. Sie sind die Hinterlassenschaft einer ackerbautreibenden, seßhaften Bevölkerung. Ihre Formvollendetheit und gute technische Durchbildung bezeugt auf den ersten Blick, daß sie Produkte einer langen technischen Entwicklung darstellen. Wenn jetzt auch die prähistorischen Kulturen Oberschlesiens, welche älter als die jüngere Steinzeit sind, der Forschung wieder erschlossen wurden und damit eine große Erweiterung unsres historischen Blickfeldes geschaffen ist, so ist es in erster Linie der Einrichtung einer selbständigen Provinzialstelle für Bodendenkmalspflege in Ratibor und dem Ausbau der urgeschichtlichen Abteilung am Beuthener Museum zu verdanken. Dank der unermüdlichen Arbeit des staatlichen Vertrauensmannes für Bodendenkmäler, Freiherrn Dr. v. Richthofen, und der eifrigen Mitarbeit zahlreicher Helfer ist es gelungen, an Hand von vielen neu entdeckten Fundplätzen das Dasein der früheren Stämme auf oberschlesischem Boden einwandfrei nachzuweisen und von dem Leben und Treiben jener ältesten Oberschlesier ein anschauliches Bild zu vermitteln.

Zunächst erschloß man die Hinterlassenschaft einer Bevölkerung, die sich für ihre Niederlassungen mit Vorliebe äußerst sandige Plätze aufgesucht hat. An den zahlreichen Fundstücken, welche auf diesen Fundplätzen wieder entdeckt sind, ist deutlich zu erkennen, daß jene Stämme von Jagd und Fischfang gelebt und eine einfachere Kultur als die Menschen der jüngeren Steinzeit besessen haben. Sie beherrschten aber schon ausgezeichnet die Technik der Steinbearbeitung und verstanden es, mit großem Geschick aus dem Feuerstein äußerst kleine und zierliche Geräte herzustellen. Es sind die sogenannten Mikrolithen, die für die Kulturhinterlassenschaft der mittleren Steinzeit geradezu „Leitformen" darstellen.

Der wichtigste Fundplatz der mittleren Steinzeit liegt bei Hindenburg. Mehrere hundert bearbeitete Geräte und eine große Fülle von Werkstättenmaterial sind dort auf einer jetzt abgebaggerten Höhe geborgen worden und haben im Beuthener Museum Aufnahme gefunden. Auch an vielen anderen Plätzen der oberschlesischen Landschaft haben sich Werkzeuge und Waffen jener mittelsteinzeitlichen Jägerbevölkerung wieder nachweisen lassen, und es ist dank der unermüdlichen und zielbewußten Sammeltätigkeit und Kleinarbeit heute über jeden Zweifel erhaben, daß auch in der mittleren Steinzeit Oberschlesien ein besiedeltes Land gewesen ist. Auch für den engen Bereich des Industriegebietes ist durch die Hindenburger Funde Besiedlung erwiesen. Dort, wo heute die Kohle zutage gefördert wird und Fabrikschlote rauchen, durchstreifte einst vor Jahrtausenden der Jäger das Land und schlug auf der sandigen Höhe am Beuthener Wasser seine vergängliche Hütte auf. Diese Zeit liegt, vorsichtig geschätzt, etwa fünf bis sieben Jahrtausende vor der Gegenwart.

Aber damit sind wir noch nicht bei den ältesten Kulturen auf oberschlesischem Boden angelangt. Das erste Auftreten des europäischen Menschen läßt sich mit Sicherheit schon in der Eiszeit nachweisen, also in dem Abschnitt der erdgeschichtlichen Entwicklung, in dem das Klima bedeutend kälter als heute war. Archäologisch gesprochen befinden wir uns damit in der älteren Steinzeit. Dieser Abschnitt der menschlichen Kulturentwicklung zählt nicht nur nach tausenden oder zehntausenden von Jahren, sondern seine Dauer ist nach der Berechnung der geologischen Forschung auf mehrere hunderttausende von Jahren zu veranschlagen. Das Ende jener Zeit liegt zirka 20 000 Jahre zurück, ein Datum, welches von der Geologie mit großer Sicherheit errechnet ist. Auch in den langen Zeiträumen der älteren Steinzeit war die wirtschaftliche Grundlage der menschlichen Kultur in erster Linie die Jagd.

Der Geländeforschung der Provinzialstelle für Bodendenkmalspflege ist es nun gelungen, auch in Oberschlesien Fundplätze zu entdecken, welche das Leben und Treiben jener altsteinzeitlichen Jägerkultur wieder vor unserm Auge erstehen lassen. Die Feldmarken Kösling und Dirschel im Kreise Leobschütz haben den Ruhm, die ersten Altsteinzeitfunde Oberschlesiens geliefert zu haben. Nachdem einmal die Existenz des altsteinzeitlichen, d. h. eissteinzeitlichen Menschen bei uns nachgewiesen war, waren Mittel und Wege gefunden, auch auf anderen Feldmarken den Spuren des Eiszeitmenschen planmäßig nachzugehen und in rascher Folge schloß sich eine Entdeckung an die andere an. Die Funde jener Zeit finden sich vorwiegend auf dem Lößboden und so war es ganz natürlich, daß in den lößreichen Gegenden der Kreise Ratibor und Leobschütz die Hinterlassenschaft des Eiszeitmenschen in besonders reichem Maße erschlossen wurde. Darüber hinaus konnte aber auch schon in dem Lößgebiet am Annaberg, also bedeutend weiter nach Nordosten durch Freiherrn v. Richthofen und H. Kurtz-Beuthen eine gleichaltrige Fundstelle entdeckt werden. Weitere Untersuchungen, welche von seiten der urgeschichtlichen Abteilung des Beuthener Museums vorgenommen wurden, erschlossen in dem Lößgebiet des Annaberges noch mehr altsteinzeitliche Fundplätze auf den Feldmarken Deschowitz und Roswadze im Kreise Groß-Strehlitz. Alles in allem liegen nach einer kurzen Zeit eifrigen Suchens aus dem gesamten Oberschlesien jetzt schon 17 Fundplätze der älteren Steinzeit vor.

Die Bedeutung ihrer Entdeckung ist vor allem darin zu sehen, daß sie auch für die oberschlesische Besiedelung uns den Blick in bedeutend weitere Zeiträume als bisher eröffnet. Auf Grund der Formen und der geologischen Lagerung müssen die Funde jenen Abschnitten der älteren Steinzeit zugewiesen werden, welche nach französischen Fundplätzen als die Stufen des Aurignacien und Soloutreen bezeichnet werden. Nach den Berechnungen von Professor Sörgel-Breslau, welche von namhaften Gelehrten anerkannt werden, liegen diese zirka 70 000 bis 100 000 Jahre vor der Gegenwart. So zählen wir heute das Alter des menschlichen Geschlechtes in Oberschlesien nicht mehr nach einigen Jahrtausenden, sondern schon nach vielen Zehntausenden von Jahren.

Nachdem einmal der Beweis erbracht worden ist, daß die Menschen schon solange auf dem Boden von Oberschlesien geweilt haben, erwachsen der oberschlesischen Urgeschichtsforschung daraus besondere neue Aufgaben. So überraschend und aufschlußreich die neuen Entdeckungen waren, so stellen sie doch noch keine abschließenden Ergebnisse dar, sondern bedeuten für die Forschung einen verheißungsvollen Anfang. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß in dem langen Zeitraum von 100 000 Jahren viele Geschlechter einander abgelöst haben und Aufgabe der Forschung muß es sein, den Entwicklungsgang von der frühesten Zeit bis an die schon stärker erforschten jüngeren Perioden in lückenlosen Zusammenhang bloßzulegen. Wir können erwarten, daß noch viele neue Kulturen auf oberschlesischem Boden zu entdecken sind, welche in die langen noch unerforschten Zeiträume datiert werden müssen.

Im engeren Bereich des oberschlesischen Industriegebiets sind bisher noch keine Funde aus der älteren Steinzeit bekannt geworden. Doch kann man daraus noch nicht den Schluß ziehen, daß es in jener Zeit vom Menschen niemals betreten ist, sondern wir müssen noch abwarten, ob nicht auch hier noch die Spuren der ältesten oberschlesischen Urkulturen entdeckt werden. Ist doch aus dem Industriegebiet in letzter Zeit ein Fundplatz bekannt geworden, welcher zwar nicht aus der älteren Steinzeit stammt, sondern mit größter Wahrscheinlichkeit in einen ganz frühen Abschnitt der mittleren Steinzeit zu datieren ist und uns eine in Schlesien bisher völlig unbekannte Kulturgruppe erschlossen hat. Es handelt sich um einen Fundplatz bei Miechowitz (Kreis Beuthen), welcher durch Fräulein Kurtz-Ratibor entdeckt ist und dessen Fundstücke im Beuthener Museum aufbewahrt werden. Die eigenartigen Fundstücke von dieser Stelle zeugen für eine Bevölkerung von äußerst primitiver Kultur. Die Technik der Steinbearbeitung ist, an den Fundstücken von Hindenburg gemessen, als roh und unvollkommen zu bezeichnen. Es handelt sich bei dem Miechowitzer Fundplatz um die erste Stelle dieser Art in Schlesien. Die einzige Parallele auf deutschem Boden ist bei Schaalsee in Holstein entdeckt und erst vor kurzer Zeit von Professor Schwantes-Hamburg eingehend veröffentlicht worden. Die Miechowitzer Funde werden in dem nächsten Hefte der „Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins" der Oeffentlichkeit vorgelegt werden.

Die Ausdehnung des Arbeitsbereiches, welche durch die Neuentdeckung der altsteinzeitlichen und mittelsteinzeitlichen Kulturen auf oberschlesischem Boden geboten ist, wird auch in den Ausstellungsräumen der größeren, urgeschichtlichen Sammlungen unserer Provinz ihre Auswirkung finden müssen. Wenn die Museen ihre Aufgaben, Stätten der Volksbildung zu sein, erfüllen wollen, wird es notwendig sein, auch die von der Forschung neu erarbeitete, älteste Kulturentwicklung in geeigneter und lebendiger Form zur Darstellung zu bringen und auch den breiteren Schichten der Bevölkerung ein anschauliches Bild von dem Kulturzustand der ältesten Oberschlesier zu vermitteln.



Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 11,56: Zeitzeichen und Wetterbericht. 12.15: Mittagskonzert. 14: Vorträge. 15.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 18: Konzert. 19.20: Vortrag und Berichte. 20,30: Volkstümliches Konzert, übertragen aus Warschau. 22: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 16: Schallplattenkonzert. 16,30: Kinderstunde. 17.10: Vorträge. 18: Konzert. 19,30: Vortrag. 20.30: Abendkonzert. 22: Die Abendberichte. 22,45: Gemeinsames Programm aller polnischen Sender.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12,10: Sinfoniekonzert der Philharmonie. 14: Vorträge. 15,15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 17,20: Vorträge. 18: Konzert. 19,20: Vorträge. 20,30: Volkstümliches Konzert. 22: Die Abendberichte. 22,30: Tanzmusik.

Montag. 16: Schallplattenkonzert. 16,30: Kinderstunde. 17,10: Vorträge. 18: Tanzmusik. 19,30: Französisch. 20,30: Abendkonzert, übertragen aus Kattowitz. 22: Berichte. 22,45: Gemeinsames Programm aller polnischen Sender.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: richten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funk- Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30. Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnach- industrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag. 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche 11: Katholische Morgenfeier. 12: Mittagskonzert. 14: Rätselfunk. 14,10: Abt. Philatelie. 14.30: Schachfunk. 14,50: Märchenstunde. 15.20: Stunde des Landwirts. 15.40: Uebertragung aus Gleiwitz: Tändelei. 16.20: Abt. Sport 16.40: Melodramen. 17.35: Erwin Guido Kolbenheyer. 18.10: Abt. Steuerfragen. 18,35: Balalaika-Konzert. 19.50: Wetterbericht. 19.50: Abt. Kulturpolitik. 20.15: Blasmusik. 21.20: Russische Lieder. 22: Die Abendberichte. 22,30—24: Unterhaltungsmusik.

Montag. 15: Uebertragung aus Gleiwitz: Kinderstunde. 16: Breslauer Domglocken. 16,15: Breslauer Bilderbogen. 16,40: Der Arbeitsmann erzählt. 17,15: Liederstunde. 18.30: Abt. Sport. 18.55: Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht. 19.35: Berichte über Kunst und Literatur. 20.05: Ursendung: „Die Silvesterglocken". 21: Unterhaltungsmusik. 22: Die Abendberichte. 22.30: Lustige Silvesterfunken. 24:—0,30: Mit dem Mikro durch die Silvesternacht. 0,30—3.00: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.



Zweckmäßigkeit über alles

Die erfindungsreiche Köchin: „Die Herrschaften müssen entschuldigen, daß die Torte selber etwas klein geraten ist. Die Batterie für die Lampen nimmt zuviel Platz weg."

Sein letztes Abenteuer

Die „Königin" und der Dichter. — Christian Dietrich Grabbe in der Spießerkneipe.

Ein später regnerischer Sonntagnachmittag dämmerte trübe in den Raum des Wirtshauses „Zur Stadt Frankfurt". Auf den Tischen hatten die Biergläser ihre schlüpferig breiten Ränderspuren zurückgelassen. Rauch zog dick durch die niedrige Stube. Am Boden breiten sich kleine, schillernde Tümpel verschütteten Weines. Ganz Detmolds Honorationenschaft hockte dumpf und gelangweilt auf den fleckigen Schemeln. Man trank sich zu. Die Köpfe schienen im Dunst größer, unförmiger zu werden.

Plötzlich wurde es am Mitteltisch laut. Eine grobe und eine ängstliche Stimme hoben sich deutlich ab. Dazwischen tönte Gelächter und Zuruf. Etliche sprangen auf, um zu sehen, um was man sich stritt. Der Archivrat Binder lag über den Tisch gebeugt und zerrte ein schmächtiges Männchen am Arm. Es wehrte sich ängstlich, und seine runden Knabenaugen, die tief in einem riesigen, von einem dünnblonden Haarbusch überwehten Schädel lagen,

lugten hilflos von einem zum anderen.

Sein Kinn war unter dem breiten Trinkermund wie weggesackt und der Kopf schien wie eine von Kinderhand verschnittene Kartoffel auf dem dürren Leibe, der in der verschlissenen Uniform eines Bataillonsauditeurs steckte, hin und her zu wippen. „Also los, Grabbe, zieren sie sich nicht. Lesen Sie uns Ihr neuestes Opus vor. Schließlich will man doch, wenn man so ein Genie in seiner Stadt hat, auch Anteil nehmen an seinem Schaffen und Werken." Beifällig schmunzelte die Tafelrunde . . . Man erwartete sich einen Hauptspaß, und keiner war dabei, der diesem größenwahnsinnigen, versoffenen Poeten, auf den die ehrsamen Deltmoldischen Bürger ohne Stolz, aber um mit so größerer Verachtung blickten, nicht aus vollem Herzen einen demütigen Denkzettel gegönnt hätte. Grabbe, den der Wein schon nicht mehr klar sehen ließ, der aber instinktiv fühlte, daß man ihn in eine Falle locken wollte, kreuzte die abgezehrten Hände wie schützend über der Brust. Seine Stimme klang weinerlich: „Aber, Herr Rat, ich habe doch nichts hier. Ich kann doch nicht vorlesen!" Binders Gesicht warf höhnische Falten. „Ihr nicht vorlesen, der Ihr vor Tieck und dem Intendanten Könneritz spieltet?!" Der Brauer Knust wieherte vor Entzücken. Grabbe, dieser halbblinde, lahmbeinige Held! „Ihr nichts bei Euch haben, der nicht einen Fidibus sieht, ohne ihn zu beschreiben?!" Mit diesen Worten schob der Rat, dessen verkniffene Augen vor Vergnügen funkelten, ein mächtiges Glas Arrak vor den Dichter. Der scharfe Geruch betäubte schnell die Widerstandskraft. Er stürzte die brennende Flüssigkeit schnell hinunter. Dann begann er in seiner Brusttasche zu wühlen.

„Also lest, Christian Dietrich, wir hören."

Die Ellenbogen stützten sich würdig in Positur, man stieß sich gegenseitig an, kicherte in sich hinein. Endlich zogen Grabbes zitternde Hände zwei Bogen engbekritzelten schmutzigen und eingerissenen Papiers hervor. Er glättete sie liebevoll, schob die Flaschen und Krüge beiseite und beugte sich ganz tief über die Blätter; denn er sah sehr schlecht. Seine knollige Nase schien fast auf dem Papier zu liegen. Langsam bewegte er die Zunge, sie saß ihm wie geschwollen im Munde. Die Schriftzeichen verschwanden vor seinen Augen. Er stammelte den Titel: „Die Hermannsschlacht." „Auf den Spuren Klopstocks und Kleists also?" gröhlte Binder. Die übrigen brüllten vor Lachen. Diesen windschiefen Trunkenbold sich in einer Verbindung mit dem Germanenringen zu denken, schien ihnen aber auch zu komisch. Grabbe sah Binder verständnislos an. Er begriff diese Lustigkeit nicht. War er nicht der Dichter des „Gothland", des „Napoleon?" Was hatten diese dummkrötigen Gesellen zu lachen, wenn er vorlas? Wut stieg in ihm auf. Aber der Wein ließ ihn nicht zum Verstehen durchdringen. Er feuchtete schmatzend die Lippen, zuckte mit den spitzen Achseln und blinzelte den Archivrat ratlos an. Der fühlte vor diesem fliehenden Blick etwas wie Scham. „Laßt Euch nicht stören durch meine Frage. Fangt an!"

Und der Dichter fing an. Stockend, holpernd wandte er sich von Satz zu Satz; von Szene zu Szene. Mitunter irrten seine Gedanken ab. Dann unterbrach er sich und flocht irgendeine Zote hinein. Die Tischgenossen quittierten dankbar mit einem Stampfen der Gläser. Sonst aber zogen sie enttäuschte Mienen. Ueber das Stottern und Rülpsen konnte man sich nicht allzulange ergötzen, und was dieses abgemagerte Rauhbein sonst las, schien recht verständlich, vernünftig, sogar auch, was man in Berlin und Düsseldorf „dichterisch" genannt hat, zu sein.

Einige gähnten.

Binder stützte leicht den Kopf in die Hand, um nicht zu zeigen, daß er die Augen geschlossen hatte. Allmählich wurde Grabbe sicherer. Seine Trunkenheit verflog vor dem kalten Hauch, der aus seinem Drama schlug. Noch einmal hatte er in dieses letzte Werk, das seine müde Seele sich abgerungen hatte, all sein Wünschen und Hoffen verströmt, seinen Haß gegen die Herrschaft geschäftlicher Nüchternheit, gegen die Kleinheit diplomatischer Windmacherei entkettet. Des Teutoburger Waldes Eichen rauschten über ihm, er zog mit eisenstarrenden Legionen durch das sumpfige Gebirge, litt mit den unter römisches Recht gebeugten Freien, flog an der Spitze des Bructerer zum Kampf an die Werra und küßte Thusnelda auf das goldene Haupt, das wie schwerer Weizen am Mittag glänzte. Grabbes Stimme wurde klar.

Nur noch die in scharlachenem Rot leicht aufgewellten Backen zeigten von seinem Rauschfieber. Er reckte sich. Die gelblich-pergamentene Hand fuhr gebieterisch aus dem blauen Aermelaufschlag. Fast schön leuchteten die Augen, die in unsichtbaren Fernen kreisten. Er riß sich den Kragen auf. Auf seine Bartstoppeln trat ein leichter Schweiß. Rings um ihn saßen nicht Detmolds Bürger. Er war wieder zwanzigjähriger Student und kopulierte mit seinen Kumpanen in Luthers und Wegeners verräucherten Gewölben. Da unten links stand ja der lockige Heine mit seinen traurig-spöttischem Lächeln um den schmal gekrümmten Mund; hinter einem bauchigen Haß lag von Hechtritz' lange Gestalt und hörte schon wieder nichts mehr von dem, was um ihn vorging, während der besonnene Köchy mit heiterer Stirn neben Heine saß und bedeutungsvolle, auf ihn, den Dichter, den neuen Shakespeare, gemünzte Blicke mit Gustorff und dem blaßwangigen Bruder der göttlichen Rahel, Ludwig Robert, wechselte. Grabbe sprang auf, er breitete die Arme.

Der Pfeifendampf legte sich gerade wie ein bestaubter Lorbeerkranz um sein Haupt.

Das war nicht mehr der kranke, kümmerliche Poet der grämlich und bissig seine Tage verschlief und seine Nächte verzechte, das war Arnim selbst, seinen Reitern vorandonnernd, den sausenden Nordwind in Haarbusch und Brünne.

Da schlug ihm der Qualm eines niedergebrannten Stummels beizend in den Hals. Er schluckte, hustete, mußte sich untebrechen. Als er seine Stimme nicht mehr hörte, weckte ihn die Stille jäh aus seinem herrlichen Traum. Fassungslos blickte er um sich. Die Tische mit den abgesessenen Tellern, die halbgeleerten Gläser, die umhergestreute Asche brachten ihn zur Besinnung. Nur wenige Gäste waren noch geblieben. Und die lagen, die Köpfe auf den Tischplatten, und schliefen. Die Glatze Knusts, des Brauers, blinkte fahl und wie höhnisch in dem ungewissen Licht. Der Rat Binder lag friedlich in seinem Stuhl zurückgelehnt und schnarchte. Ein schaler, abgestandener Geruch durchsäuerte die Luft. Grabbe wurde bis zum Halse hinunter totenweiß. Seine Finger kniffen das Papier messerscharf zusammen. In der stickigen Hitze begann ihn zu frieren. Die Atemzüge der Schlafenden kreuzten sich und verflossen ineinander.

Da blieben seine flatternden Blicke in zwei großen, dunklen, schreckerstarrten Augen hängen, die ihm durch den Dunst entgegenblitzten. Mit einem Ruck stellte Grabbe das Glas hin. Die Augen hinter dem Schenktisch lösten sich aus ihrer Regungslosigkeit und wurden lebendig. Der Dichter stürzte über die umgeworfenen Stühle auf sie zu. Er griff ins Dunkle, faßte einen weichen, sanften Arm und zog

ein vierzehnjähriges Mädchen

hervor, das sich scheu hin und her wand. „Bitte, bitte, sag es nicht Vater, daß ich hier war; er prügelt mich sonst braun und blau." — „Gehörst du denn zum Haus, mein Kind?" fragte Grabbe und führte die sich Sträubende in den Lichtkreis der Lampe. „Ja mein Vater ist der Wirt von der „Stadt Frankfurt". Ich hörte Euch in meiner Kammer oben lesen und schlich mich hinunter. Eure Stimme scholl so gewaltig. Und wie die einen gingen und die anderen einnickten, Ihr es aber nicht merktet und nur ich noch wach war und zuhörte, da bildete ich mir ein, ich sei die Königin und Ihr der Dichter, der mir seine Lieder vorliest." Grabbe strich über die Stirn des Kindes; unendlich zart glitt seine hartgenarbte Hand darüber. „Ihr die Königin und ich Euer Dichter?" Seine Schultern zuckten hin und her; sein Mund bog sich lautlos, verkrümmt nach unten. „Ja, und meinen ganzen Hofstaat hatten Eure Worte verzaubert. Es war so herrlich. Warum habt Ihr nur aufgehört? Und wie geht es nun weiter, sagt doch; wird der Römer nun getötet?" Bettelnd hatte das Kind seine Backe auf Grabbes Hand gepreßt. Er zog sie unwillkürlich zurück. „Mein liebes Kind — — —" Das verdammte Würgen in der Kehle! „Ach, lest doch weiter, ja?" Das Mädchen streichelte schmeichelnd des Dichters magere Hände. Da ließ er sich am Tisch nieder. Das Kind kauerte sich daneben. Und zwischen dem Schnarchen der Zecher und dem Stöhnen der Träumenden las Grabbe die „Hermannschlacht" zu Ende. Ueber seine Wangen purzelten die Tränen. Er wischte sie mit der Hand fort und verschmierte sich das Gesicht. Aber er las und las.

Da, als gerade Carus sich in sein Schwert stürzen wollte, polterte jemand ins Zimmer. Es war der Wirt. Als er seine Tochter in dem gelben Dunst zwischen den Säufern an Grabbes Seite knien und ihre glänzenden Augen sah, die sich an des Dichters Lippen festgesogen hatten, brach er los.

Die beiden fuhren auseinander.

„Verdammtes Balg! Wirst du wohl hinauf ins Bett. Na wart'! Morgen sprechen wir weiter über deine nächtlichen Ausflüge!" Er stieß das Mädchen roh zur Tür hinaus; dort drehte er sich noch einmal um. Grabbe nickte ihm mit einem ohnmächtigen Lächeln zu. „Und Ihr, mit Eurer Firlefanzerei, tätet wohl besser daran, nach Hause zu gehen. Verdreht Ihr mit Eurem Gewäsch dem Kinde noch einmal den Kopf, so werdet Ihr mich kennenlernen." Grabbe schwieg. Er stand auf. Ueber seinem Antlitz lag ein Schimmer, vor dem der Wirt zurückwich. Der Dichter aber grüßte ihn mit einer fast feierlichen Gebärde. Dann schritt er hinaus, so gerade und sicher, wie er lange nicht einhergegangen war.

Als er jedoch draußen war, sank er wieder zusammen, so schwankte er schief über die windstille lehmige Straße. Im Mondlicht sah er seinen Schatten hin und her tanzen. „Sie die Königin und ich ihr Dichter!" summte er halblaut vor sich hin. Da sah er in einer hell belichteten Wasserpfütze sein verwüstetes Gesicht und sein zwergichtes, zerstörtes Körperchen. Seine vergeudeten, verfehlten Lebensjahre fielen ihm ein. Und die Erkenntnis kam ihm mit solcher Heftigkeit, daß er gellend vor Schmerz aufschrie und zu Boden stürzte.

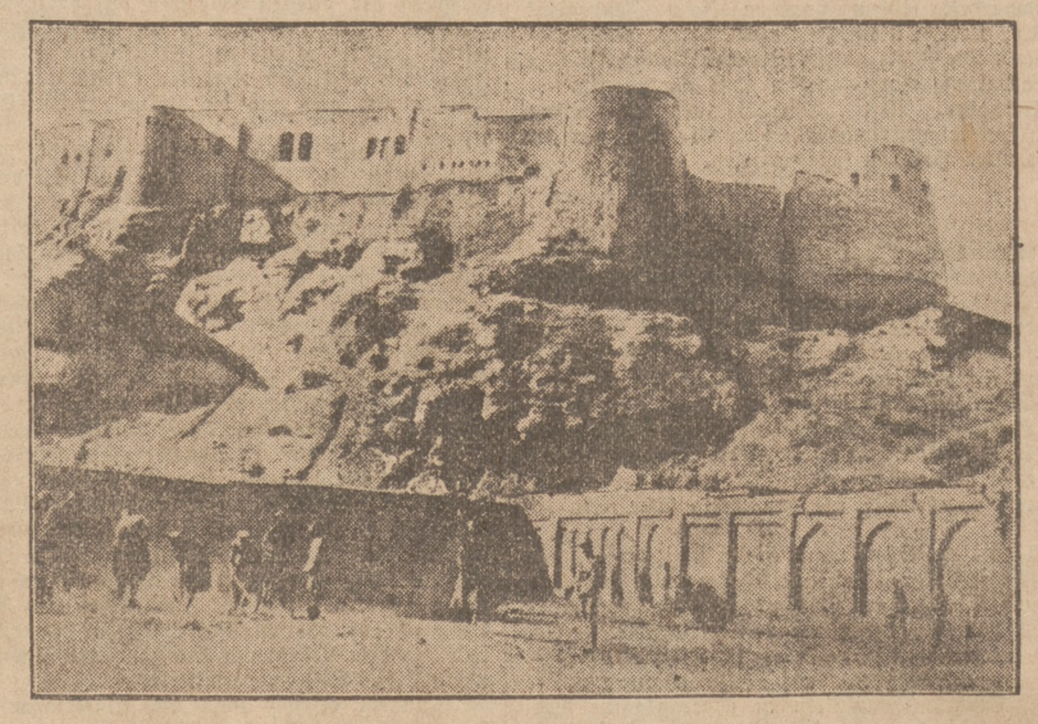
Er brach in ein wimmerndes Weinen aus, das ihn von Kopf bis zu den Füßen durchschütterte, und konnte sich nicht erheben. So fanden ihn zwei spät heimkehrende Bürger. „Betrunken!" sagte der eine. „Pfui, Teufel, dieser Lump!" der andere. Dann hoben sie den wie ein Kind schluchzenden Dichter auf und trugen ihn nach Hause. Dort verschied er einige Tage später, während seine Frau Luise in der Dachstube die schmale Erbschaft ausrechnete, in den Armen seiner Mutter am 12. September 1838. Die Aerzte sagten: an Rückenmarkschwindsucht.

(Aus: „Die verlorene Nacht," Satir-Verlag, Berlin.)

Manfred Georg.

O Amanullah!

Nein, wahrhaftig, das ist ein Pech! Als der Afghanenkönig nach Deutschland kam, da hat man ihm hier pomphafte Empfänge bereitet. Doch, obwohl damals ein leibhaftiger deutscher Reichskanzler die Würde des afghanischen Herzogs dafür einstrich, blieben die deutschen Leistungen weit hinter dem zurück, was die sowjetrussische Regierung für Amanullah getan hat. Der königliche Befreier Afghanistans von englischer Sklaverei war eine Zeitlang geradezu das Symbol sowjetrussischen Klassenbewußtseins. Mit Kanonengeböller und Parademärschen hat man ihm alle Ehrungen erwiesen, die man überhaupt für einen ausländischen Potentaten übrig hat — und jetzt wackelte der afghanische Königsthron. Shinwaris und Kughianis standen vor den



Das Fort vor Kabul, in dem König Amanullah von Afghanistan vor den heranrückenden aufständischen Truppen Schutz gesucht hat

Pforten von Kabul; Amanullahs Residenz. Der König mußte vor den Aufständischen flüchten, er, der vor einem Jahre als Freund der proletarischen Freiheit Rußlands in seine Heimat wiedergekehrt war. Wie uns ein zuverlässiger Gewährsmann berichtet, werden die afghanischen Vorgänge vom russischen Volkskommissariat des Auswärtigen mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Im „Ekki" ist es bereits zu heftigen Zusammenstößen gekommen. In Rußland hat sich nämlich eine Kriegs- und Revolutionspartei gegründet, deren Exponenten heftig um die Durchsetzung ihrer Politik in der kommunistischen Zentrale ringen. Die Kriegspartei meint, man müsse sofort von der deutschen Reichswehr Gasgranaten reklamieren und mit einigen ausgesuchten Armeekorps Amanullah, dem Befreier Afghanistans, zur Hilfe eilen. Umgekehrt steht die Revolutionspartei auf dem Standpunkt, daß man den angreifenden Shinwaris und ihren Freunden, den Kughianis, zu Hilfe kommen müßte. Denn diese wahrhaft klassenkämpferisch gesinnten Massen seien die Avantgarde der „Weltrevolution". Der König sei tatsächlich kein Marxist, sondern übelster Reformist. Ist nicht — so erklären die Revolutionäre — der Aufstand durch die Reformen entfesselt worden, die die Afghanenkönigin über das Land verhängt hat? Der Schleier der Frauen soll abgeschafft werden. Sagte aber nicht schon der deutsche Revolutionär Schiller:

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
reißt der holde Wahn entzwei!?"

Und was soll aus der Weltrevolution, was aus Sowjetrußland werden, wenn es keinen holden Wahn mehr gibt?

Gegenüber diesen gewiß beachtlichen Argumenten betont die Kriegspartei, die Kughianis und Shinwaris seien gar keine Revolutionäre, sondern bezahlte Agenten des britischen Trustkapitals, das von Kabul aus der Sowjetrepublik den Todesstoß versetzen wolle. Die beiden Stämme seien zwar unorganisierte Proletarier, aber gerade deshalb gingen sie die Sowjetrepublik ja viel weniger an; sie unterstünden vielmehr dem Schutze der Deutschen Kommunistischen Partei; Thälmann habe auch bereits eine Interpellation im Deutschen Reichstag angekündigt und sich damit an die ihm erteilten Aufträge gehalten. Sowjetrußland habe zunächst die Aufgabe, die revolutionären Errungenschaften des Leninismus gegen die Shinwaris und ihre korrupten Hintermänner zu verteidigen. Die Sitzung im russischen Volkskommissariat des Auswärtigen, die sich mit dieser Frage zu befassen hatte, endete ohne entscheidenden Beschluß. Heereskommissariat und Kommissariat des Auswärtigen haben den Auftrag erhalten, bis zur nächsten Sitzung ein Gutachten auszuarbeiten, das in einwandfreier marxistischer Weise, 1. die russischer Unterstützung für den König von Afghanistan, 2. die Mobilisierung der Massen, insbesondere des Rotfrontkämpferbundes zugunsten der aufständischen Weltrevolutionäre behandelt und zu diesem Zwecke einen Plan ausarbeitet. Die Internationale Arbeiterhilfe soll, wie immer, „streng unparteiisch" eingesetzt werden, und zwar soll das afghanische Königspaar 50 Prozent, die aufständischen Shinwaris und Kughianis die anderen 50 Prozent der eingehenden Gelder erhalten; für die KPD. erwartet man von dieser Aktion, die alle Betriebe revolutionieren und die Massen gegen den reformistischen Verrat aufbringen wird, außerdem einen durchschlagenden Agitationserfolg. — Das ist in großen Zügen der Plan, der jetzt ausgearbeitet wird. Selbstverständlich erwartet das „Ekki" strengste Disziplin von allen organisierten und sympahtisierenden Arbeitern, die sich zur 3. Internationale bekennen. In der erwähnten Sitzung war man sich darüber einig, daß alle Zuwiderhandlungen gegen die Beschlüsse des „Ekki" mit der Verbannung nach Sibirien bestraft werden. ft.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck „Vita" nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.





Rückblick und Ausblick

Während die Gewerkschaften anderwärts im Staats- und Wirtschaftsleben immer mehr an Bedeutung und Einfluß gewinnen, werden sie in Polnisch-Oberschlesien systematisch sabotiert und gewisse Kreise sind sogar am Werk, um durch Neugründungen die alten bestehenden Gewerkschaftsrichtungen vollständig zu vernichten. Weil die Gewerkschaften sich nicht einem Sanierungskultus hingeben und mehr das Interesse der Arbeiterklasse wahrnehmen wollen, als Phantomen nachzujagen, sind sie bestimmten Kreisen, die zu den „Rettern" Polens zählen, ein Dorn im Auge. Diese Dinge müssen in den Vordergrund jeder Kritik gestellt werden, wenn man am Jahresschluß daran geht, eine Bilanz der Tätigkeit der Gewerkschaften im verlaufenen Jahre zu ziehen. Sie fällt mager aus und offen gestanden, befriedigt sie niemanden, die Gewerkschaftsleitungen selbst wohl am allerwenigsten. Denn außer der Durchführung des Achtstundentages, der wohl die Hauptaufgabe der gewerkschaftlichen Tätigkeit im letzten Jahr bedeutet hat, ist praktisch für die Arbeiter nichts herausgekommen. Bei der Beurteilung der Gesamttätigkeit soll natürlich nicht verschwiegen werden, daß die Kleinarbeit, die sich im Rechtsschutz und in der Verteidigung von Einzelrechten auf den Werken, die Hauptarbeit der Gewerkschaften ausgemacht hat, die indessen nie so recht in Erscheinung tritt, jedoch geleistet werden muß. Aber darüber sind die Vertrauensmänner an den Konferenzen unterrichtet worden und so können sie hier im großen ganzen übergangen werden. Ja es gibt Gewerkschaften, die in der Oeffentlichkeit fast gar nicht in Erscheinung treten und doch eine ganz schöne Arbeit für ihre Mitgliedschaften leisten. Diese Tatsache soll nicht verschwiegen werden, aber sie reicht nicht aus, um die Gewerkschaften in ihrem Daseinsrecht besonders hervorzuheben.

Die Wirtschaftskrise, die zu Anfang des Jahres noch unvermindert geherrscht hat, hat eine Lohnpolitik, wie sie der Lebenshaltung der Arbeiterschaft entsprach, nicht zugelassen und nicht zuletzt sind verschiedene Gelegenheiten früher versäumt worden, so daß eine Nachholung nicht mehr möglich war. In dieser Beziehung muß leider gesagt werden, waren die Gewerkschaften nicht auf der Höhe, sie haben manche Gelegenheit versäumt und hinzu trat der Umstand, daß die Arbeitgeber die Schwäche der Gewerkschaften wohl auszunutzen verstanden, da sie eine gute Stütze in der Regierung hatten, während die Gewerkschaften durch den gesetzlichen Instanzenweg gebunden waren. Ein Hinausziehen der gewerkschaftlichen Forderungen bot hier Gelegenheit, die ganzen Lasten auf die Schultern der Arbeiterschaft abzuwälzen, da innerhalb der Arbeiter selbst, nur ein geringer Kampfeswille vorhanden war und schließlich wurde auch den Unternehmern ein Schauspiel geboten, wie es nur bei einer zersplitterten Gewerkschaftsbewegung möglich ist; daß ist der Umstand, daß ein Teil der Gewerkschaften den Streik ausgerufen hat, in der Meinung, für sich ein besseres Werbemittel zu schaffen, während der größte Teil gegen einen Streik sich ausgesprochen hat. Eine solche Taktik des Gegeneinanderarbeitens mußte in erster Linie die Unternehmer in ihrer Abweisungstaktik stärken und die Folgen waren der minimalste Erhöhungssatz in der Lohnpolitik, der schlielich auf die ganze Aktion lächerlich wirken mußte. Inzwischen haben nämlich Handel und Gewerbe den Nutzen gezogen und in Erwartung der kommenden Lohnerhöhung, längst ihre Preise höher gestellt, während noch Monate hindurch die Arbeiter bei den niedrigen Löhnen schaffen mußten. Der Gegensatz, der sich in der Arbeitsgemeinschaft der Organisationen abgespielt hat, mußte von den Arbeitern getragen werden, denn sie sind dieserhalb um eine Lohnerhöhung in den erforderlichen Grenzen geprellt worden.

Auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung sind nur wenige Fortschritte zu verzeichnen, wenn man die papiernen Zusicherungen abzieht, die wohl praktisch erst im kommenden Jahr in Erscheinung treten werden. Es ist nicht zu leugnen, daß regierungsseits in dieser Hinsicht die verschiedensten Versuche unternommen wurden, um die Sozialgesetzgebung auszubauen. Es muß in Zukunft Hauptaufgabe der Gewerkschaften sein, die Sozialgesetzgebung einheitlich in ganz Polen zu gestalten. Werden neue Gesetze geplant, die irgend einer Beziehung mit der bisherigen in Polnisch-Oberschlesien bestehenden Gesetzgebung kollidieren, dann muß versucht werden, sie durch Interventionen zu verbessern, aber es ist grundsätzlich falsch, gute Gesetze abzulehnen, weil kleine Verschlechterungen des bisherigen Zustandes vorhanden sind. In dieser Beziehung ist im Verlauf des Jahres manches vernachlässigt worden, was schwerlich wieder gut zu machen gehen wird. Wir wissen aus der bisherigen Praxis der Behörden, daß manches Gesetz ja nur den Schein einer sozialen Verbesserung trägt und mehr dem Wunsch nach Popularisierung des heutigen Kurses bedeutet, denn der Aufgabe entspricht, die breiten Arbeiterschichten wirklich besser zu stellen. Dieses Moment darf also bei der Beurteilung von Gesetzesvorlagen, soweit sie den Arbeiterschutz betreffen, nicht außer acht gelassen werden. Es wäre ja manches in dieser Beziehung noch zu sagen, doch würde dies den Rahmen eines Bilanzartikels überschreiten.

Wir haben damit in kurzen Zügen die gewerkschaftliche Tätigkeit umschrieben und müssen uns ernsthaft die Frage vorlegen, ob die Gewerkschaften auch in Zukunft ihren Verpflichtungen gegenüber der Arbeiterklasse nachkommen können werden. Wir unterstreichen hier das „Nachkommen Können", denn oft ist der gute Wille vorhanden, aber die Umstände stärker als die Träger des gewerkschaftlichen Gedankens. Diese Tatsache gilt es immer wieder vorzuheben, denn es sind Vorbereitungen am Werk, die die bisherigen Gewerkschaften ganz beseitigen wollen. Der Plan der sogenannten „Generalföderation der Arbeiter", die aus dem Schoß der unmoralischen Sanation hervorgeht, ist nur das kleinste Uebel, die Schritte gewisser Kreise, die in Warschau die Militärpolitik fördern, gehen viel weiter. Man plant ein Gesetz, welches die gesamten Gewerkschaften unter staatliche Aufsicht stellt und die Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse ausschließlich den Behörden überläßt. Es soll nach dem Wunsch dieser „Retter der Arbeiterschaft" nur eine Gewerkschaft und zwar die staatlich protegierte geben, ganz nach Mussolinis Wunsch, der in der „Kammer der Arbeit", nach faschistischem Muster, alles dem Staat überantwortet und nichts neben sich duldet, was den heutigen Gewerkschaften entspricht. Gewiß mögen es heut nur Pläne sein, aber sie können ebensogut bald Wirklichkeit werden. Wer hier allein auf die Verfassung pocht, der sehe sich bloß das Gesetz oder die Verordnung betreffend der Absetzbarkeit der Richter an. Der Sejm hat diese Verordnung bis zum 31. Dezember 1930 verschoben, der Justizminister wechselte und heut ist es Tatsache, daß diese Verordnung schon am 1. Jan. 1929 eingeführt wird. Und ähnlich kann es auf Verordnungswegen auch mit den Gewerkschaften gehen. Man soll sich innerhalb der Gewerkschaften keinen Illusionen hingeben und der Wirklichkeit mehr in die Augen sehen. Heute baut man viel zu viel auf sogenannte „Errungenschaften", die in mancher Beziehung ein Beispiel sind, wie man es nicht machen soll.

Es ist außerordentlich schwer bei der Beurteilung der gewerkschaftlichen Tätigkeit manche Fehler zu verschweigen, die bisher leider nur eine geringe Rolle für Führung der Gewerkschaften gespielt haben. Man will hier nicht einsehen, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft mit der bisherigen Taktik unzufrieden ist, und daß der Zuwachs keineswegs dem entspricht, was die Gewerkschaften leisten. Nach der Einführung des Achtstundentages wäre doch ein Gebot der Stunde, daß die Arbeiter wieder, wie vor seiner Beseitigung, den Gewerkschaften zuströmen würden. Dies ist leider nicht der Fall, die Flugstation in den Gewerkschaften besteht nach wie vor, neue Mitglieder werden werden nicht gehalten, nach wenigen Monaten oder gar schon Wochen, sind sie der Bewegung wieder verloren. Wir können dies am besten aus dem Verlauf der Betriebsrätewahlen ersehen. Hier werden die Zahlen Lehrmeister, die leider von den Gewerkschaften nicht richtig gewertet werden. Sprechen wir es frei weg heraus, die Gewerkschaften können das frühere Vertrauen bei der Arbeiterklasse nicht zurückgewinnen und das ist der Hauptfaktor, der gewissen Kreisen die Möglichkeit gibt, daß Zerstörungswerk innerhalb der Gewerkschaftsorganisationen durch Neugründungen zu vollziehen. Viel zu dieser Arbeit hat das Verhalten der Arbeitergemeinschaft beigetragen und hier muß gewerkschaftlich die Reformarbeit einsetzen wobei ernsthabt nachgeprüft werden muß, ob ein Verbleiben in dieser Arbeitsgemeinschaft noch für die freien Gewerkschaften nutzbringend ist. Wir haben hier die Dinge nur in großen Zügen geschildert und überlassen es Berufeneren zu ihnen ausführlicher Stellung zu nehmen.

Sollen die Gewerkschaften ihre Aufgabe, wie sie in den Satzungen verankert sind, erfüllen, so ist es an der Zeit, gerade im neuen Jahr eine ernsthafte Arbeit vorzunehmen, damit der frühere Ruf und die Bedeutung erlangt werden.

—ll.

Die Arbeitslosigkeit als Massen- und Dauererscheinung

Die Aufgabe einer Wirtschaftsorganisation besteht darin, die Bedürfnisse der Gesamtheit aller Wirtschaftsangehörigen in möglichst umfassender Weise mit dem geringsten Aufwand von Kapital und Arbeitskraft zu befriedigen. Je vollkommener die Organisation der Wirtschaft ist, um so besser muß sie diese Aufgabe erfüllen. Die Vertreter des Kapitalismus behaupten, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung den dahingehenden Anforderungen entspricht. Den Beweis dafür können sie jedoch nicht erbringen. Die moderne Produktion hat zwar eine Leistungsfähigkeit erreicht, die alles von früheren Wirtschaftsorganisationen Geleistete weit hinter sich läßt und von der festgestellt werden kann, daß sie alle auftretenden gesellschaftlichen Bedürfnisse restlos zu befriedigen vermag. Soweit dazu die vorhandenen Produktionsmittel nicht ausreichen, steht technisch nichts im Wege, sie nach Belieben zu vermehren und zur Anwendung zu bringen. Rohstoffe und Arbeitskräfte sind dazu in ausreichendem Maße vorhanden. Von einer Befriedigung des wirtschaftlichen Bedarfs ist aber nichts zu bemerken. Sie besteht ausreichend und sogar darüber hinaus nur für einen kleinen Teil der Wirtschaftsangehörigen, während die übrigbleibende große Masse sich für ihren Lebensunterhalt auf das Notwendigste einschränken muß.

Die Folge dieses in den Besitzverhältnissen der kapitalistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung begründeten Zustandes ist, daß Produktionsfähigkeit und Verbrauch zueinander in einem ständig zunehmenden Mißverhältnis stehen. An Bedarf nach den Erzeugnissen der Industrie fehlt es auch bei den minderbemittelten Volksschichten nicht. Hier gäbe es genug und sehr berechtigte Wünsche zu erfüllen. Könnte es geschehen, so wäre die Industrie imstande, sich zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entwickeln sowie alle zur Verfügung stehenden Produktionsmittel und Arbeitskräfte in Anwendung zu bringen. Statt dessen beobachten wir das Gegenteil. Die Industrie, wie die mit ihr verwandten Gewerbe sind zwar bemüht, ihre Leistungsfähigkeit fortgesetzt sowohl nach der technischen wie organisatorischen Seite zu vervollkommnen. Besonders in den letzten Jahren sind in dieser Richtung durch die sogenannte Nationalisierung der Betriebe außerordentliche Fortschritte erzielt worden. Die Produktionsfähigkeit wurde in erheblichem Umfange um das Drei- und Vierfache gesteigert, womit zugleich eine beträchtliche Herabsetzung der Produktionskosten verbunden war.

Eine Auswirkung dieser wirtschaftlichen Umwälzung in Form einer Senkung der Warenpreise hat jedoch nur in sehr beschränktem Umfange stattgefunden. Ueberwiegend, und zwar soweit Waren für den Massenverbrauch in Betracht kommen, sind entweder die Preise gleichgeblieben oder haben sogar eine Erhöhung erfahren. Diese Preissteigerung hält auch jetzt noch an. Das Ergebnis ist, daß jedes Mißverständnis zwischen Produktionsfähigkeit u. Arbeiterschaft fortgesetzt verschärft. Die Verbesserung der Produktionsmittel gestattet, mit gleichbleibenden, teilweise sogar verminderten Arbeitskräften mehr Waren zu erzeugen. Demgegenüber ist die im günstigsten Falle gleichgebliebene Kaufkraft der Massen ohne wesentliche Preissenkung außerstande, dieses Mehr an Waren abzunehmen. Da sich die Unternehmer zu einer Preissenkung nicht verstehen wollen, wird die Produktion nur im bisherigen Umfange mit weniger Arbeitskräften fortgeführt. Die überflüssig gewordenen Arbeitskräfte aber fliegen auf die Straße. Damit wird ihre Kaufkraft noch weiter herabgedrückt, was von neuem zur Verminderung der Produktion und weiteren Vermehrung der Arbeitslosen beiträgt

In diesen Vorgängen haben wir neben den Auswirkungen der durch den Krieg geschaffenen sonstigen Störungen des Wirtschaftslebens die Ursache der seit Jahren zu beobachtenden ungeheuren Arbeitslosigkeit, die nur verhältnismäßig geringe Schwankungen aufweist, Millionen von Arbeitskräften zur Untätigkeit verurteilt und diesen Zustand zu einem dauernden zu machen droht. Daß die mit der kapitalistischen Entwicklung verbundene technische Umwälzung Arbeitslosigkeit verursacht und eine industrielle Reservearmee schafft, ist bekannt. Was wir als Nationalisierung bezeichnen, ist aber nichts Neues, sondern ein Vorgang, der sich innerhalb der kapitalistischen Produktion seit ihren Anfängen vollzieht und sich, solange der Kartell- und Trustmonopolismus nicht alle Länder und Völker unter seine Herrschaft gebracht hat, unausgesetzt vollziehen muß. Schon Marx hat in seinem „Kapital" darauf hingewiesen, indem er sagt: „Die moderne Industrie betrachtet die vorhandene Form des Produktionsprozesses nie als endgültig. Ihre technische Basis ist daher revolutionär, während die aller früheren Produktionsweisen wesentlich konservativ war. Durch Maschinerie, chemische Prozesse und andere Methoden wälzt sie beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftlichen Kombinationen des Arbeitsprozesses um. Sie revolutioniert damit ebenso beständig die Teilung der Arbeit im Innern der Gesellschaft und schleudert unaufhörlich die Kapitalmassen und Arbeitermassen aus einem Produktionszweig in den andern."

Und doch ist gegenüber dem früheren von Marx festgestellten und den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise ein Unterschied vorhanden, der nicht unbeachtet bleiben darf. Solange noch für die Industrie das Prinzip des freien Wettbewerbs Geltung hatte, war das Ergebnis der sich vollziehenden technischen Umwälzung in der Hauptsache eine Verschiebung der Arbeitskräfte. Ausgesondert und zu dauernder Arbeitslosigkeit verurteilt wurden nur die Minderleistungs- und Anpassungsfähigen. Im übrigen bewirkte die Verbesserung der Produktion eine Senkung der Preise, die in Verbindung mit den erfolgreichen Bestrebungen der Gewerkschaften auf Erhöhung der Löhne ein langsames Steigen der Kaufkraft der Massen und so wieder eine verstärkte Nachfrage nach Waren hervorrief, wodurch neue Arbeitsgelegenheit für die an anderer Stelle frei gewordenen Arbeitskräfte veranlaßt wurde. So konnte sich — wie die fortgesetzte Zunahme der industriellen Beschäftigten beweist — der Arbeitsmarkt und die Nachfrage nach Arbeitskräften ständig erweitern. Das führte

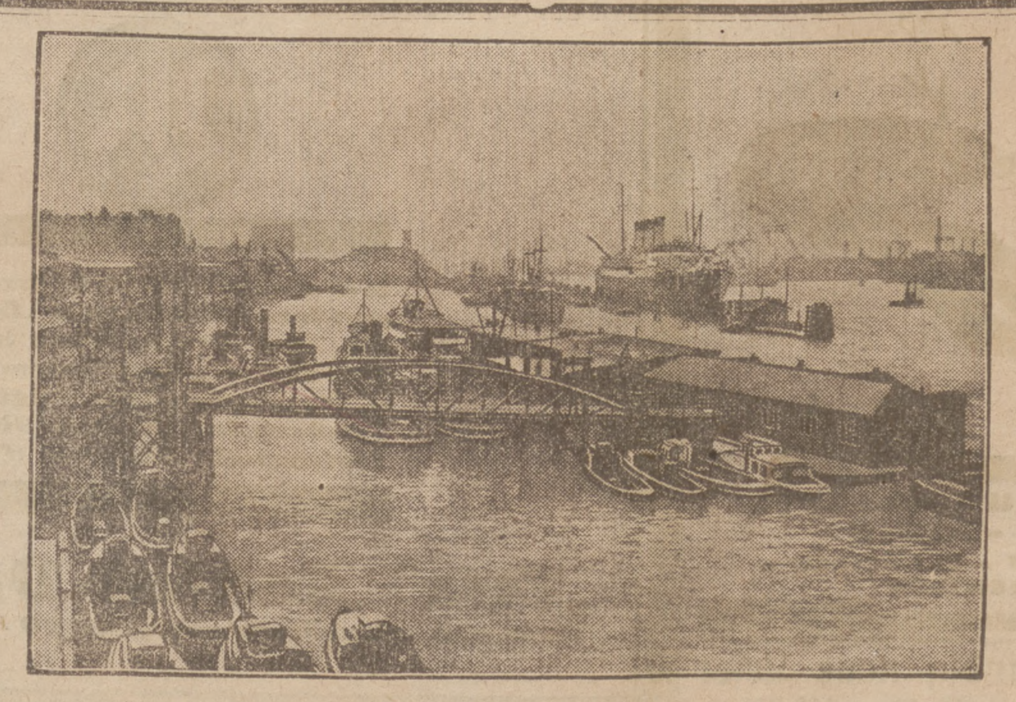


Bild aus dem Hamburger Hafen

dazu, daß in Deutschland in den letzten Vorkriegsjahren die industrielle Reservearmee fast völlig ausgesogen wurde, obgleich die deutsche Industrie über eine Million ausländische Arbeitskräfte beschäftigte.

Gegenwärtig ergibt sich ein wesentlich anderes Bild, das durch das Vorhandensein von über 1 Million Arbeitsloser genügend illustriert wird. Wie bereits bemerkt, tragen zu dem Bestehen dieser Massenarbeitslosigkeit sehr wesentlich die Nachwirkungen des Krieges bei. Der Weltmarkt ist ein anderer geworden, die Kaufkraft der Bevölkerung hat bei allen Nationen, mit Ausnahme Amerikas, eine Abnahme erfahren. Die Arbeitslosigkeit bildet so eine internationale Massenerscheinung, wurden doch Ende Februar dieses Jahres in 16 Ländern einschließlich den Vereinigten Staaten über 8 Millionen Arbeitslose gezählt. Am stärksten zeigt sie sich in den europäischen Ländern, wobei Deutschland zu der angegebenen Zeit mit rund 2 Millionen Arbeitslosen an der Spitze stand. Diese Arbeitslosigkeit ist in den letzten Jahren trotz verhältnismäßig günstiger Wirtschaftskonjunktur nahezu konstant geblieben. Nur in den kurzen Sommermonaten ging sie zurück, um alsbald mit dem Beginn der kälteren Jahreszeit wieder anzusteigen.

In diesem Zustande haben wir es in sehr erheblichem Umfange mit den Wirkungen der Rationalisierung zu tun, die aber im Gegensatz zu früheren technischen Umwälzungen in Industrie und Gewerbe ausschließlich auf Kosten der Arbeiter erfolgt. Der Monopolismus der Kartelle und Trusts hat die ehemals vorhandenen wirtschaftlichen Antriebskräfte zum sehr erheblichen Teil ausgeschaltet. Die von den Unternehmerkartellen betriebene Hochhaltung der Warenpreise sowie die Niedrighaltung der Löhne läßt eine Steigerung der Kaufkraft der Verbrauchermassen nicht zu. Unter diesen Umständen kann sich die Wirtschaft nur äußerst langsam erholen. Der Ausgleich zwischen Produktion und Nachfrage wird verhindert und schließlich so die Massenarbeitslosigkeit zur Dauererscheinung. Dieser wirtschaftliche Widersinn darf nicht aufrechterhalten bleiben. Sind es doch zum größten Teil vollwertige Arbeitskräfte, die von der wirtschaftlichen Tätigkeit ferngehalten werden. Ihre Wiedereinreihung in den Produktionsprozeß gehört zu den wichtigsten gewerkschaftlichen und politischen Aufgaben.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Der Bund für Arbeiterbildung hat für das nächste Vierteljahr zwei neue Filme in sein Programm aufgenommen, die sämtlichen Ortsgruppen auf das Dringendste empfohlen werden: Die „Geschlechtskrankheiten“ und den „Alkoholismus“, welche in zwingender Weise die Schädlichkeiten Beider aufzeigen.

Kattowitz. Der Kurs über „Polnische Geschichte“ findet ... jetzt ab in der Wohnung des Unterzeichneten, Katowice, ulica Marjacka 7, statt. Die Teilnahme von neuen Genossen kann noch stattfinden. Beginn: Sonnabend, den 5. Januar 1929, 7½ Uhr.

Dr. Bloch.

Nikolai. Am Sonnabend, den 29. 12., abends 6 Uhr, findet im Lokal „Freundschaft“ ein Vortrag des Bundes für Arbeiterbildung statt. Sejmabgeordneter Genosse Kowoll spricht über Sozialismus und Klassenkampf. Zu diesem Vortrag werden die Mitglieder der D. S. A. P., Arbeiterwohlfahrt, Gewerkschaft und Kulturverein gebeten, restlos zu erscheinen.

Versammlungskalender

Siemianowitz. (Freie Sänger.) Zu unserer am 1. Januar 1929, nachmittags 4 Uhr, im Saale des Herrn Duda stattfindenden Monatsversammlung mit anschließender Weihnachtsfeier laden wir alle aktiven und inaktiven Mitglieder nebst werten Angehörigen herzlichst ein. Zum Geschenkaustausch bitten wir passende Geschenke mitzubringen. Es wird gebeten, pünktlich zu erscheinen und die Mitgliedsbücher mitzubringen.

Eichenau. (Bergarbeiterverband.) Am Sonntag, den 6. Januar, nachmittags 3 Uhr, findet eine sehr wichtige Bergarbeiterversammlung im Lokale des Herrn Brzesina statt. Sämtliche Mitglieder und Freunde des Verbandes werden gebeten, pünktlich und zahlreich zu dieser Versammlung zu erscheinen. Referent: Kamerad Ritzmann

Myslowitz. (D. S. A. P.) Am Montag, den 31. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, findet bei Chelinski die Monatsversammlung der D. S. A. P. statt. Anschließend daran eine Weihnachtsfeier unter Mitwirkung der Arbeitersänger. Ref.: Genosse Matzke.

Werbet ständig neue Leser für den „Volkswille“!